
1876.
Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben
von
Oscar Blumenthal.
III. Band. Heft 2.
Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

Februar 1876.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Kinder der Vornehmen.

Novelle

von **Ferdinand Kürnberger.**

„Kaufen wir beim goldenen Engel ein," sagten im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die eleganten Herren von London, wenn sie ihre luxuriösen Putzwaaren anschafften. Sie meinten aber damit kein Aushängeschild, sondern eine Verkäuferin. An einer Ecke von Pall Mall befand sich die Mode- und Weißwaarenhandlung von Herrn und Frau Rennie und unter den Ladenjungfern derselben servirte Miß Olivia Clement, die schönste Engländerin ihrer Zeit. Das war der goldene Engel.

Miß Olivia hatte das feinste Köpfchen, den weißesten Teint und ein Gesicht voll jungfräulicher Unschuld bei einem hinreißenden Zug von schwärmerischer Zärtlichkeit. Um ihre formenschöne Mädchenbüste fiel ein schweres wallendes Haargelock von jener dunkelfeurigen und bronceartigen Goldfarbe, welche schon vor zweitausend Jahren die Leidenschaft der schwarzen Römerinnen war und welches sie für ihre künstlichen Touren um die fabelhaftesten Preise von Deutschen und Briten erhandelten. Wenn es kaum einer Uebertreibung bedurfte, die sanfte schöne Olivia einen Engel zu nennen, so war es vor allem dieses bewunderte Goldhaar, um dessen willen sie der goldene Engel hieß.

Olivia war die Tochter eines fahrenden Genies, welcher in seinem Leben Alles gewesen: Apothekerlehrling, Gärtner, Kammerdiener, Perückenmacher, Komödiant, Gefangenwärter, Chaisenträger, Vogelhändler, kurz, ein Bachkiesel, welcher durch den wogenden Londonerstrom rollte, — jede Umkugelung ein anderes Metier! In diesem Augenblicke z. B. ernährte er seine Familie vom Anschlagen der Theaterzettel und einem kleinen Muschelhandel. Die gute Frau Rennie erschlug zwei Fliegen mit einer Klappe, als sie die kleine Olivia zu sich nahm. Sie that eine vor Gott und der Nachbarschaft gepriesene Wohlthat, daß sie dem armen Adam, auch Meister Chamäleon genannt, seine drückende Kinderlast erleichterte und das Mädchen beherbergte; dabei aber hatte sie für sich selbst am besten gesorgt, denn das wunderschöne Kind brachte ihr bald Reichthümer an zulaufender Herrenkundschaft ein. Vielleicht hatte die „gute" Frau Rennie diese Berechnung ihrer „Wohlthat" zu Grunde gelegt. Dafür muß ihr aber auch nachgerühmt werden, daß sie mit höchster Ehrbarkeit das große Kapital ihres Ladens verwaltete. Sie bewachte ihren goldenen Engel mit Mutteraugen und wenn ein junger Gentleman etwa allzu andächtig in seiner Engelverehrung wurde, so verschmerzte sie lieber die beste Kundschaft, als daß sie dem Versucher nicht unbarmherzig die Thüre gewiesen hätte.

Soeben war Eduard Walpole aus dem Laden gegangen, der Sohn des berühmten

Robert Walpole, des allmächtigen Ministers, man darf sagen, Regenten von England. Gleich sagte Frau Rennie zu ihrem goldenen Engel: „Dieser Herr kommt mir ein wenig zu oft. Ich glaube, er kauft jede seiner Manschetten einzeln. Nimm Dich in Acht, mein Kind, dieser Gentleman scheint mir der gefährlichsten einer. Die andern gaffen nur so blindlings in Dich hinein; die sind minder zu fürchten, sie verrathen sich wie Küchengeruch. Mein feiner Sir Eduard aber, der schlaue Diplomat, unterhält den ganzen Laden, spricht mit Allen zugleich, erzählt uns seine italienischen Reisegeschichten und denkt, dabei läßt er sich lieber selbst angaffen als daß er angafft. Wie haben die Mamsells Aug' und Ohr an ihn gehängt! Was Dich angeht, Du warst recht sittsam; ich habe es mit Vergnügen bemerkt. Sei immer so, meine Liebe. Die Welt ist arg und der Teufel reitet auf allen Pferden. Ich will Dir nichts in den Kopf setzen, aber Vorsicht kann nicht schaden. Und bis ich diesen Sir Eduard ausstudirt habe, mache es immer wie heute. Gib Acht auf Dich und bezeuge ihm keine Aufmerksamkeit. Versprichst Du mir das?"

„Von ganzem Herzen, Mama," sagte das bescheidene Mädchen und küßte die mütterliche Hand der Frau Rennie. Im nächsten Augenblicke aber ließ sie sich ins Magazin schicken, setzte sich auf eine Faktur irländischer Leinwand und las mit Muße das Briefchen, das ihr Sir Eduard zugesteckt hatte. Es lautete:

„Theuerstes Mädchen! Ich umarme und küsse Dich und bin närrisch vor Liebe. Wie könnte ich anders? Ich schreibe diese Zeilen vor Deinem Portrait. Gott segne den alten ehrlichen Reynold, dessen Malerstube das Asyl unsrer Liebe gewesen! Dafür will ihn reich machen, wenn ich es einst selber bin, — ihn und seine Kindeskinder!

Laß Dir sagen, mein Herzchen: Ich habe so eben wieder einen Sturm auf das Herz meines Vaters gemacht und der große Robert Walpole schüttelte wie immer seine olympische Staatsperücke. Sang pur, sagt er, wie Neptun sein Quos ego gesagt hat, was Du zu Deinem Glücke nicht verstehst, mein süßes Schnäbelchen! Der mächtigste Mann in England und seine Schwiegertochter ein Ladenmädchen — nimmermehr! Guter Gott, welches Weib untersteht sich denn noch, Thronstufen hinanzusteigen, wenn ein Mädchen wie Du niedrig heißt?! Wer waren denn die Königinnen dieses Eilands, wer waren denn die Stammmütter dieses stolzen Adels? Göttinnen? Weh dem Adel, dem die Edlen nicht ebenbürtig sind!

Aber genug. Sir Robert will nicht und Sir Eduard will ganz außerordentlich. Hier trennen sich also die Wege der großen Walpole's. Sir Robert fährt in den St. Jamespalast und Sir Eduard fährt — nach Gretna-Green!

Ein großes Wort, meine süße Kleine, nicht wahr? In diesem Worte bist Du Braut, bist Du Frau, bist Du Stammmutter der großen Walpole's, welche Königen ihre Gesetze diktiren. Wirst Du nicht zu klein sein für die große Aufgabe? Das Ladenmädchen ist es vielleicht, aber die Liebe des Ladenmädchens? Möge der Ocean austrocknen, wenn sie nicht eine Riesin ist!

Die Straße nach Gretna-Green, mein Täubchen, wandelst Du nicht zuerst. Es ist ein Weg, welchen der kleine blinde Amor die großen Löwen unserer Wappenschilder schon oft geführt hat. Mehrere Herzogstöchter, viele Gräfinnen und unzählige Ladies haben diesem Wege ihre Fußtapfen eingedrückt und es waren nicht immer Engelsfüßchen wie Deine. Das bedenk und sei muthig. Wie, ist es nicht rühmlicher ein Ladenmädchen geht mit einem Walpole durch, als eine Herzogstochter mit einem Ladendiener?

Ich erwarte Dich Abends Schlag fünf. Stelldichein: Maler Reynold, wie immer. Nimm mit, was Dir von Andenken und Kleinigkeiten Deiner Mädchenzeit lieb ist, denn

gleich von Gretna-Green weg gehts nach Deutschland. Deinen Eltern und Geschwistern magst Du ein schriftliches Lebewohl sagen, am liebsten außer den Grenzen Englands.

Frage nicht, wovon wir leben. Ich habe zu Geld gemacht, was ich konnte, und den Credit benutzt, den ein Sohn Walpole's hat und den ich bisher nicht mißbraucht habe. Es wird reichen für uns und wohl auch für eine kleine Lady und einen jungen Gentleman. Deutschland ist wohlfeil, ja seine schönsten Gegenden sind just seine wohlfeilsten. Und Italien? Wie viele Freunde habe ich noch dort! Kind, Weibchen, Mütterchen, in welchen Paradiesen werden wir leben! Auf, nach Gretna-Green!

Und nun hinweg Deine kleine fixe Idee, süßes Närrchen! Sage nicht, Du willst nicht feindlich zwischen die Walpole's treten. Ueberlaß das mir, kleine Staatskünstlerin. Mein Ehrenwort, Sir Robert gibt nach, wenn er erst sieht, das Sir Eduard ein Mann ist! Wir Engländer vertragen ein wenig Trotz, ja wir lieben ihn. Es ist nicht der schlechteste Zug unsers Nationalcharakters, daß wir den Mann an seiner Widerstandskraft erkennen. Und zuletzt, mein Püppchen, — Robert Walpole ist doch ein großer Mann! Mag er seine Schwächen, seine Standesvorurtheile haben; wer hat sie nicht? Wäre ich mein Sohn, vielleicht gäbe ich selbst nichts auf meine Worte, aber meine Thaten würden mir imponiren! Handeln wir also, meine Erwählte!

Ich schließe, denn meine Vorbereitungen drängen mich noch. Deß ungeachtet überbringe ich Dir dieses Blatt noch persönlich. Keiner fremden Hand mag ichs anvertrauen. Kein böser Zufall spiele uns Streiche. Zufall? Ach, wenn es nur der Wille nicht thut! Wirst Du auch kommen? O könnte ich den Flammenstrom meines Muthes in Deine schüchterne Mädchenseele gießen! Sei standhaft, Mädchen, sei standhaft! Mein Glück, liegt in Deiner Hand, mein Himmel und meine Hölle. Was liebte ich noch, was glaubte ich noch, wäre nicht Liebe und Glaube bei meiner einzigen und ewig angebeteten Olivia?!" —

Das schöne Mädchen ließ die Hand mit dem Blatte in den Schooß sinken. Sie sah starr vor sich hin. Ein schwimmendes Feucht überwölkte ihr blaues Auge und ihr Antlitz entfärbte sich. Es war ihre Eigenart, daß sie erbleichte, wo Andere errötheten, — im Augenblick einer großen Freude, eines großen Gedankens, einer Aufregung. So saß sie, im geistigen Anschauen, überdachte ihre Liebe und ihr wagendes Schicksal.

Schritte erschreckten sie. Sie raffte sich auf, verbarg das Blättchen im Busen und eilte zurück in den Laden.

„Kind, wie Du blaß bist!" sagte Frau Rennie. „Hast Du Ballen gewälzt? Die Spitzen lagen doch rechts neben den Hutschachteln. Hast Du sie weiter gesucht?"

Olivia antwortete nichts. Sie schlug die Augen nieder und stotterte zaudernd: „Mamachen, es ist mir so eben der Gedanke gekommen, heute bei meinen Eltern zu speisen. Darf ich?"

„Seit wann mußt Du bitten um deine Rechte?" antwortete die gute Frau fast gekränkt. „Geh, mein Kind, geh; ich lasse sie grüßen, Eltern und Geschwister."

„Wie gut Sie sind!" seufzte das Mädchen. Sie küßte die Hand der Frau Rennie zärtlicher als sonst. „Warum hat Sie der Himmel nicht" . . . wollte sie mit der Uebereilung eines guten Herzens fortfahren, aber sie hielt mit Zartgefühl inne.

„. . . nicht mit eigenen Kindern gesegnet?" lächelte wehmüthig Frau Rennie. „Das dachtest Du doch, nicht wahr? Nun, weil der Himmel vorausgesehen hat, daß mein Olivchen mich lieben wird wie die zärtlichste Tochter."

Das war zu viel. Das gefühlvolle Mädchen riß sich mit einer Bewegung los, welche sie fast verrathen hätte. Sie ging auf ihr Zimmer, warf sich an ihrem Bettchen nieder und weinte aus vollem Herzen.

Als ihr Gefühl sich ausgestürmt hatte, ging sie an ihre Schränke und Schachteln und fing an, ihr Reisebündel zu sammeln. Bald war sie einig. Sie nahm so ziemlich Alles mit. Aber das Bündel wurde viel zu groß und nun stand das arme kindische Mädchen erst in seiner Verlegenheit da! Sie musterte, wählte, überlegte, und die Noth wuchs ihr über's kleine Köpfchen hinaus. Kann denn ein Mädchen den Gedanken fassen, ein Kleid ist unnöthig? Ein schmuckes frisches Kleidchen, welches fünf Guineen gekostet hat? Unmöglich! Jetzt erst ging ihr die Ahnung auf, welch ungeheure Opfer die Liebe fordert. Sie setzte sich hin und weinte von Neuem.

Nach und nach fing ihr kleines Herz an, sich einen großen Muth zuzusprechen. Sie entschloß sich, Alles zurückzulassen. Sie wollte fort wie sie ging und stand. Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte sie Heldengefühle! Sie fühlte sich größer als Karl V. da er die Kronen zweier Welten vom Haupte nahm.

Doch nein! Wenigstens umkleiden will sie sich. Man kann sich mit einem Walpole doch nicht als Ladenmädchen trauen lassen! Sie zieht also ihre „besseren Sachen" und Lieblingsstücke, kurz ihren Sonntag an. Weniger groß, aber um Vieles glücklicher als Karl V. lächelt sie, als sie damit zu Ende ist.

Nun kommen die Andenken. Natürlich seine Andenken. Zuerst jenes kostbare Dutzend von Medaillon-Taschentüchern, verziert mit Spitzen und gestickten Sträußchen von Vergißmeinnicht und Dreifaltigkeitsblumen. Jedes der Taschentücher enthält in einem der Medaillons ihren gestickten Namenszug. Dann der Bandona-Shawl, das asiatische Modewunder der Nabobs, deren goldenes Zeitalter ungefähr in der Jugend unsrer kleinen Heldin angebrochen. Hierauf der Schleier von Chantilly-Spitzen, der neueste Geschmack der aristokratischen Damen von Westminster. All diese Kostbarkeiten hat der ritterliche Walpole seinem angebeteten Ladenmädchen zu Füßen gelegt, als sie in der Malerstube des guten Reynold St. James-Palast spielten. Namentlich den Schleier verpackt sie mit großer Andacht. Das thörichte Kind bildet sich ein, er könne ihr Brautschleier sein und scheint nicht zu ahnen, wie prunklos der Schmied in Gretna-Green traut.

Nach diesem kommen die kleineren Sachen an die Reihe, ihre Fingerringe von Similor, ihre emailbemalten Bonbonnièren und Parfümdöschen von Charles Muß, ihre croches coeurs, goldene Haarringe, welche die Löckchen an den Schläfen verzieren, und was sie sonst noch waren und hießen, jene zahllosen Mode-Bijoux, womit der zärtliche Eduard seine Besuche, wenn nicht gewürzt, doch begleitet. Das Alles nahm schon weniger Raum ein. Keine Perle ließ sie zurück von den Weihegeschenken seiner Liebe.

Ernster wurde der Augenblick, als das junge Mädchen an ihre Sparbüchse ging. Sie hatte sich in vier Jahren hundert Pfund erspart, mit dem süßen Gedanken, wenn die Summe voll sei, ihren Vater zum Geburtstag damit zu überraschen. Wie töchterlich hatte sie sich auf die Stunde gefreut, ihm das Kapital zu einem neuen Geschäfte zu spenden! Jetzt fühlte sie — mütterlich. Ihr weibliches Herz überlegte gar ernst, was der Mann ihrer Liebe von der kleinen Lady und dem jungen Gentleman geschrieben. Und sie wußte, die Mittel der Trutz-Ehe würden fürs erste nur knapp sein. Scheu — hastig — als ob sie einen Raub beginge, steckte sie das Geld zu sich — für ihre Kinder!

Der goldene Engel war nunmehr reisefertig. Ohne sich umzusehen, wie im Traume

verließ sie das Haus ihrer Mädchenjahre. Sie warf sich in ein Cab und jagte zum Maler Reynold.

Schon hatte sie die Riesenstraße des „Strand" zurückgelegt, ebenso Fleetstreet und Ludgatehill, hatte die Paulskirche schon hinter sich, war über Cheapside und Poultry gefahren und hatte den Hafen fast schon erreicht, Bishopsgate, wo Maler Reynold wohnte: — da scheiterte ihr Schiffchen.

An der Ecke von Cornhill und Finchlane gab es zu jener Zeit ein schmales, schmutziges Gäßchen, über welches nun längst das Winkelmaß des Architekten Nash hinweggegangen, der diese ganze Gegend verändert hat. Damals aber stand ein großes viereckiges Haus in dem engen Gäßchen, welches einen Theil seiner ungeheuren Façade auf Finchlane und auch auf Cornhill erstreckte. In dem Augenblicke nun, als das Cab unsrer flüchtigen Schönen an diesem Hause vorbeifuhr, erscholl ein herzzerreißendes Geschrei aus dem letzten Stockwerke desselben. Man sah ein Fenster aufreißen, und ein kurzes aber gräßliches Schauspiel beginnen. Die Gestalt eines Mannes erschien in dem Fenster, Frauenarme hielten ihn mit der Kraft der Verzweiflung zurück, der Mann riß sich los, — ein furchtbarer Schrei oben, — ein furchtbarer Fall unten — und wer nicht Nerven von Stahl hatte, sah und hörte nichts weiter. Nicht einmal Cabpferde hatten diese Nerven. Oliviens Pferd wurde scheu, warf den Wagen um, schleifte ihn, und erst nach ein paar Dutzend Schritten gelang es den Menschen, das verunglückte Fuhrwerk anzuhalten.

Diejenigen unserer Leser, welche des Schauplatzes kundig sind, wissen, daß das Unglück unfern der Bank sich ereignete. Aber mitten im Bezirk dieses Goldtempels und dicht an reichen und großen Straßen war Finchlane, noch heute eine schwarze und traurige Winkelgasse, damals eine Spelunke der Armuth und des Elends, worin existenzlose Bettlergestalten von der Nähe der Bank zu leben suchten, gleichsam als Sperlinge unter ihrem Dache oder Ratten in ihren Kellern. Auch Adam Clement, vulgo Meister Chamäleon, lebte hier, denn unter seinen vielen Gewerben war er noch vor kurzem der Makler eines Maklers gewesen und die Bank eines jener Luftschlösser worin seine Phantasie schwelgte, aber sein Magen verhungerte.

Als nun der Unglücksfall sich schnell in der Nachbarschaft laut machte, denn es war zur Stunde des Geschäftsschlusses und alle Straßen belebt, da kam der Mann wie eine Falconetkugel geflogen, um das verunglückte Mädchen zu sehen. „Schön wie ein Engel mit einem Haar wie die goldene Sonne" hatte der siebzehnjährige Lehrling der Droguenhandlung in Clementslane gesagt, — nur Ein Vater lebte in England, der darin seine Tochter erkannte. Er, Mr. Adam, war es! Er schoß hinweg, stürmte fast den Baderladen, wohin man sowohl den Mann, der sich aus dem Fenster gestürzt, als die verunglückte Miß und ihren gleichfalls verunglückten Cabkutscher gebracht hatte. Er hätte es nicht ertragen, daß der „Engel mit dem Sonnenhaar" eines Andern Tochter gewesen, und doch zitterte er, daß sie es sei. Wo? Wo? schrie er fieberhaft als er die Officin des Chirurgen erobert. Mit Einem Blick verschlang er den Raum. Aber er sah nichts als das Nebel- und Schwindelgrau seines eigenen Auges und roch Spiritus, womit man Wunden gereinigt. Menschen, blutige Handtücher, Schwämme und Waschbecken flirrten tanzend vor ihm herum und mitten darin packte ihn die Faust eines Mannes, um ihn hinauszuwerfen. Aber just dieser Mann machte ihm den Blick auf die Verunglückte frei, von welcher Jener hinweggesprungen. Er sah etwas Weißes liegen, — ein Mädchen

dem man soeben die Kleider löste, bleich wie eine Leiche, Blut in den goldenen Haaren, der linke schon entblößte Arm blau und blutrünstig, entweder gequetscht oder gebrochen — es war genug! „Sie ist's, sie ist's!“ rief er und stürzte vor ihre Füße. „Olivia, meine Tochter, ist todt!“

Aber der Schrecken dieses Augenblicks ging vorbei, als man ihn überzeugte, daß sie lebe. Ihre Verletzungen waren nicht tödtlich und der sanguinische Mann glaubte im Nu, daß sie auch nicht gefährlich seien. Es fehlte wenig und er jubelte über das Glück seines Unglücks. Er ließ den Chirurgen seine Verbände vollenden, eine Tragbahre holen und das bewußtlose Mädchen in sein Haus schaffen. Das Volk machte musterhaft Platz, als die Thüre aufging, und ein großer Theil begleitete die Bahre in tiefer feierlicher Stille. So groß war die Theilnahme für das schöne Mädchen, daß wenig mehr übrig blieb für die beiden andern Verunglückten, den Selbstmörder, der sich aus dem Fenster gestürzt, und den halbgeräderten Cabkutscher. Erst eine Scene der grellsten Art gab der öffentlichen Sensation wieder eine veränderte Richtung.

Während die Bahre nämlich sich in das Gäßchen hinabbewegte, stürzte an der oberen Ecke ein Weib in die Gasse, dasselbe, dem sich der Selbstmörder im kurzen und ungleichen Kampfe auf der Fensterhöhe entrungen. Mit Jammergeschrei und rasenden Gebärden kam sie daher gerannt, verfolgt von Einigen, welche sie zu halten suchten und umdrängt von einem Schwarm gaffender Zuschauer. Sie ballte ihre Faust gegen Himmel und beschwor Gottes ewige Rache auf das Haus eines Bischofs herab, den sie den Mörder ihres Mannes nannte. Das war ein Schauspiel für die Massen. Augenblicklich war die untere Gasse leer und die obere gefüllt. Nur Einer schlich sich der Bahre Oliviens nach, der romantische Lehrling von der Droguenhandlung. Er übergab Herrn Clement das Reisebündel und die Sparbüchse seiner Tochter, denn er war es, welcher das Mädchen unter dem zerbrochenen Fuhrwerk und ihr Eigenthum vor den Bewohnern der verdächtigen Gasse gerettet. Der junge poetische Schwärmer machte sich große Gedanken an diesem Tage.

„Was ist die Uhr?“ rief Olivia erschrocken, als sie aus tiefer, todtähnlicher Ohnmacht erwachte. Sie blickte aufgeregt um sich her, sah verwundert die Lampe brennen, sah sich in einem Raum, der ihr so wohlbekannt, ach und jetzt so fremd war, sah Vater und Mutter an ihrem Bette, sah ihre Geschwister, von welchen sie doch wußte, daß sie zu keiner Stunde des Tages zu Hause sein konnten, denn die kleine Maudlin verkaufte Brunnkreß auf dem Faringtonmarkte, der kleine Daniel war Kellnerbursche bei einem Vetter in Whitechapel und John, der älteste, sammelte Abfälle auf dem Londoner Dock, deren Werth man damals noch nicht erkannte und die jetzt, freilich von allen Docks zusammen, um 20,000 Pfund Sterling verpachtet sind, wobei der Pächter noch Millionär wird. „Was ist die Uhr?“ war das erste Wort und der erste Gedanke ihrer zurückkehrenden Lebensgeister. — „Mein Kind, es schlug neun auf der Finchkirche, sagte der Vater, aber du hast ja“ . . . „Neun Uhr!“ schrie das Mädchen, „heiliger Gott was hast du gethan!“ Sie machte eine heftige Bewegung nach vorwärts, aber sei es, daß sie die Schwäche der Ohnmacht, oder ein Gedanke der Hoffnungslosigkeit überkam, sie sank zurück und seufzte ergeben: „neun Uhr!“

Olivia gehörte zu jenen tieffühlenden Naturen, welchen die Resignation stets nahe liegt. Sie hatte das Glück der Liebe empfunden, als sei es zu groß für ihr sterbliches Herz, als sei es ein Himmel, welchen die Erde nicht fassen könne. Sie hatte immer

gezagt, ihre Hand nach der höchsten Krone auszustrecken, gleichsam als habe sie das Maß ihres Glückes und alles Andere sei Uebermaß. „Nicht feindlich zwischen die Walpole's treten" nannte sie diese Scheu, wenn sie es nennen mußte, aber sie fühlte, daß es nicht das rechte Wort sei und daß selbst Eduard sie mißverstand, welcher es für niedere Kleinmüthigkeit hielt. Und als sie die Stunde ihres letzten und schönsten Glückes in diesem Augenblicke versäumt fand, so fiel es sie nicht mit der Wuth der Verzweiflung an, sondern sie hatte das Gefühl, als müsse es so sein, als hätte das Letzte und Schönste sich gar nicht ereignen können. Sentimental nennt man in Deutschland diese Gemüthsart, aber Olivia hatte sie doch — als Engländerin. Sie blieb nicht thatlos dabei. Nach einer Pause winkte sie ihren Bruder Daniel zu sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Dan, lieber Dan, geh auf Bishopsgate zum Maler Reynold und frage nach einem Gentleman welchen er kennt. Sag ihm, Du seist mein Bruder, und erzähl ihm mein Unglück. Geh gleich, lieber Dan, ich bitte Dich." — Und als der Knabe zurückkam mit der Botschaft, der Gentleman habe zwei Stunden gewartet und sei dann im größten Zorne verreist, da schloß sie die Augen, kreuzte die Hände über die Brust und hauchte mit einem tiefen Seufzer: „Fahre wohl! Ich verzeihe Dir, daß Du nicht geglaubt hast an mich!"

Aber schon beim nächsten Eisumschlag, der sie aus ihrem traumartigen Zustande erweckte, rief sie den Vater ans Bett und sagte: „Vater, wir müssen reisen. Sobald ich heil bin, reise ich ihm nach und du mußt mein Führer sein." — „Ganz recht, mein Kind, wir reisen," sagte Mr. Adam äußerst zuvorkommend. — Das Mädchen sah ihn scharf an. „Bin ich ein Kind, dem man ein Spielzeug verspricht? Von welchem Gelde wollen wir reisen? Das hättest Du fragen müssen, wenn Du es ernst meintest." Sie griff an die Brust, aber erschrocken fuhr sie zusammen.

„Da, da!" rief der Vater, der sie verstand und hielt ihr ihr Geldtäschchen vor die Augen.

„Gott sei Dank!" lächelte Olivia. „Seht liebe Eltern, das ist mein Schatz. Ich habe mir in vier Jahren hundert Pfund erspart. Ach, Ihr werdet mich oft für geizig gehalten haben in diesen vier Jahren, weil ich Euch nicht unterstützte, wie ich wohl konnte. Aber ich dachte mir" ...

„Liebes Kind, sprich nicht so viel."

„Ich dachte mir, im Kleinen hilft es Euch doch nicht; es soll ein Sümmchen werden, um es in einem Geschäft anzulegen."

„Engel, mein Engel, Du bist der Erzengel aller Engel!"

„Ach, das bin ich nicht, Vater. Ich nehme das Geld wieder zu leihen. Wir müssen reisen, Vater, reisen bis wir ihn wiedergefunden haben. Dann sollst Du es zehnfach, hundertfach wieder haben. Er ist ein großer Herr, und wenn uns sein Vater verzeiht, der ein noch viel größerer Herr ist, so kann ich Euch Alle reich machen. Aber diese Probe hat mir der Himmel auferlegt. Ich muß ausharren in Geduld und ihn suchen bis ans Ende der Welt."

„Sehr wohl, mein Kind, das ist das Mindeste. Bis ans Ende der Welt." Aber der Mann, der mit seinen nervösen beweglichen Zügen fünf Jahre geschauspielert, verrieth sich mit einem satirischen Schmunzeln bei diesen Worten, so daß Olivia aufmerksam wurde.

„Bis ans Ende der Welt," wiederholte sie nachdenklich. „Da reicht wohl auch mein Sparpfennig nicht!" Und auf einmal brach sie in lautes leidenschaftliches Weinen aus.

Das war Naphtha und glühende Kohlen auf das Vaterherz des wachsweichen Mannes. Wie toll stürzte er aus dem Hause und auf die Straße. „Ich schlag Einen todt! Ich schlag Einen todt! Tausend Pfund muß ich haben, Gott verdamme meine Seele!“ Und er überrannte den jungen Richard, den romantischen Lehrling von der Droguenhandlung in Clementslane, welcher just seinen Laden geschlossen und vor dem Hause des goldenen Engels eben so schüchtern als leidenschaftlich herumlungerte.

„Dick, mein Junge, wen schlagen wir todt?“ fiel ihn der Rappelkopf an. „Ich brauche tausend Pfund für mein Engelchen. Wer hat sie? Wo sind sie? Rathe, hilf, sprich Dich aus, vortrefflicher Jüngling! Se. Majestät den König, seine Minister und sein ganzes Parlament erschlag ich um tausend Pfund! So sprich doch, Du Teufelskind! Wer hat tausend Pfund, oder besser zweitausend? Wir halten Compagnie, Herzensdick. Sollst hundert Procent verdienen, erleuchteter Jüngling.“

Als Richard vom „Engelchen“ hörte, war er sofort entschlossener Engländer. Er sagte kaltblütig: „Mein Meister will in vierzehn Tagen Bankerott machen, er muß also Geld haben.“

„Topp,“ rief Mr. Adam, „das gilt! Du suchst mir Gelegenheit, Hausratte . . .“

„Oder was meint Ihr zum Bischof, dem Dr. Tippleton? Der Kerl hat so viel Teufel im Leibe als Haare auf dem Kopf; ich traue mir den Beweis anzutreten, daß es ein Werk der Gnade ist, dem Satan den Hals zu brechen.“

„Wieso, mein Junge, wieso?“

„Das will ich Euch sagen. Denkt, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen, der Höllenbraten besitzt Euch eine Pfründe in Sussex, die ihm zweitausend Pfund trägt. Die verschwelgt er in London und Brighton und gibt seinem Vikar funfzig Pfund jährlich. Gut. Der Vikar lebt davon zwanzig Jahre lang mit einer Frau und fünf Kindern. Nun wißt Ihr aber, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen, daß die indischen Reichthümer, die jetzt ins Land fließen, seit zehn Jahren alle Preise verdoppelt haben, sodaß die Leute sagen, es wird bald nur mehr Nabobs und Bettler geben in unserm alten glückseligen England. Das wißt ihr; gut. Mein armer verhungerter Vikar reist also endlich nach London, um sich dem Bischof zu Füßen zu werfen und eine Zulage von zehn Pfund zu erflehen. Der alte Mann aber ist nicht gewohnt, durchs Londoner Getümmel wie durch seine grünen Hecken zu wandeln, auf dem Wege zum Bischof überfährt ihn ein Wagen und quetscht ihm den Fuß. Der Mann liegt zu Bette, seine Frau muß hereinkommen. Sie muß ihn pflegen und muß statt seiner den Gang zum Bischof machen. Gut. Der Bischof aber ist inzwischen nach Brighton gegangen. Die arme Familie liegt nun, wartet, verzehrt sich und macht Schulden, bis er wieder zurückkommt. Da wird der Mann milzsüchtig, verzagt am Leben und die Frau hält ihn nur mit Mühe und Noth bei der Stange. Endlich kommt der Bischof zurück, feist von Austern und roth vom Burgunder. Die Frau wirft sich ihm zu Füßen und bittet um ihre sechszig Pfund. Nun hört, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen. Rathet einmal, was ihr der Höllenbrand antwortet! Gut, daß Ihr da seid, wertheste Frau, so eben ging ein Kandidat von mir, welcher die Pfarre um vierzig Pfund übernimmt. Er ist jung, Euer Mann alt; er ist stark, Euer Mann mürb und gebrechlich; aber aus evangelischer Nächstenliebe will ich den Schaden nicht ansehn und laß Euch die Pfarre gleichfalls um vierzig Pfund. Wie gefällt Euch der Teufelssohn, Meister Chamäleon? Alle Thränen und Bitten sind fruchtlos, es bleibt bei den vierzigen. Wie

nun die Frau mit der Hiobspost heim kommt, fällt der arme, alte Vikar in eine Art Verzweiflungswahnsinn und stürzt sich zum Fenster hinaus. Es war derselbe Mann, welcher unserm Engelchen in die Quere fiel und das Pferd durchgehen machte, kurz, es war der Unglücksfall von heute. Ihr seht also, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen, daß Euch Gott selbst diesen Doktor Tippleton in die Hand gibt. Ihr habt Vaterrache an ihm zu nehmen. Wenn Ihr ihn todtschlagt, so sage ich Amen dazu und zwar von ganzem Herzen."

Diese Märe entzündete ganz die Phantasie des Herrn Clement. Eine fertige und ausgemachte Sache war es ihm jetzt, daß er dem Bischof den Hals brechen würde. Mit einem Feuereifer ohnegleichen redete er in den jungen Richard hinein, was er vom Bischof erfahren könne, auszukundschaften, denn das blutige Werk sollte und mußte geschehen. Der Lehrling seinerseits fühlte das Wachsthum seiner Größe und Wichtigkeit unter diesen Umständen vollendet und fing nicht undeutlich an, um die Hand der schönen Olivia zu werben. Wenn er am erschlagenen Bischof seine hundert Procent verdiente, also tausend Pfund, so kaufte er das Geschäft seines Meisters, welcher in vierzehn Tagen Bankerott machte, etablirte sich und versorgte eine Familie. Mister Adam widersprach keiner dieser Phantasien, sondern ließ den Knaben in seinem Wahn. Also zu Blut und Mord auch falsches diplomatisches Spiel! Das ist der rollende Stein des Verbrechens! Kurz, die zwei Leutchen parodirten im Nu alle Phasen der Tragödie, und als über die finsteren Gassen von Clementslane und Finchlane der Mond aufging und ihrem leidenschaftlichen Treiben zusah, konnte er zweifelhaft sein, welcher von beiden das größere Kind sei. Tief in der Nacht trennten sie sich. Mr. Adam ging nach Hause, von Fuß bis zum Kopf ein Mörder. Der liebenswürdige Schwärmer!

Zu Hause inzwischen hatte sich viel Ernsthafteres zugetragen. Frau Clement brannte vor Neugierde, von dem vornehmen Liebhaber ihrer Tochter den Namen zu erfahren. Ungleich ihrem weichherzigen Manne, welcher das arme Kind nicht weinen sehen konnte, ließ sie das Mädchen ruhig zu Ende weinen und streichelte ihr dann mütterlich den Rest ihres Geheimnisses aus der Seele. Denn mit diesem Reste hielt das thörichte Kind zaghaft an sich. Was sie im Wundfieber und im ersten Schmerz ihres Unglücks unvorsichtig verrathen, das hätte sie gerne wieder, schüchtern und mädchenhaft, unter Verschluß behalten. Aber es war ein alter Ruhm der Frau Clement, wenn sie die Waffe der sanften weiblichen Zudringlichkeit in die Hand genommen, daß sie sie nur als Siegerin weglegte.

„Und sage mir nun, meine kleine Herzogin, wie heißt denn unser vornehmer Auserwählter?" fing sie gar lind und zutraulich an.

„Ein Herzog ist er nicht," antwortete Olivia ausweichend.

„Also ein Marquis?"

„Auch nicht."

„Aber doch ein Peer von England?"

„Sein Vater ist es."

„Und dieser Vater? wer ist es, mein Kind?"

„Ein Graf."

„Ei, ei, ein Graf! Recht hübsch! Aber was für ein Graf?"

„Ein neuer Graf."

„Nicht doch, Herzchen, Du verstehst mich nicht. Ich meine wovon? von welcher Grafschaft?"

„Graf von Oxford."

Frau Clement prallte zurück. „Was?! dann ists ein Walpole?"

„Ganz Recht, Mutter. Sir Eduard Walpole. Aber was erschreckt Dich?

„Ein Walpole! ein Walpole! Unglückliches Kind, was hast Du gethan!

„Ich bitte Dich, Mutter!"

„Er kann nimmer Dein Mann werden; nimmer, nimmer!"

„Aber sage mir doch . . ."

„Nein, nein, ein Walpole ist kein Mann für dich. Vergiß das auf ewig, unglückliches Mädchen!"

„Mutter, Du tödtest mich. Was hast Du gegen den guten Sir Eduard? Er ist der liebenswürdigste Gentleman in ganz England."

„Ein Wüstling ist er, ein Roué, ein Frauen- und Mädchenverderber. Ach, ich mag vor den Kindern gar nicht davon sprechen!"

Olivia lächelte. „Mutter, Du bist schlecht unterrichtet. Aber woher solltest Du's auch in Finchlane? Von der vornehmen Welt wissen wir auf Pall-Mall doch etwas besser Bescheid."

„Seht doch, seht doch. Ich hoffe, es gibt keinen Ort in London, wo sich unschuldige Mädchen über die Konduite der jungen Herren unterhalten."

Jetzt wurde Olivia lebhaft. Es ging an ihres Geliebten und ihre eigene Ehre zugleich. Mit hastigen Griffen suchte sie Eduard's Brief, den sie im Tiefsten ihres Reisebündels geborgen hatte, fand ihn und reichte ihn der Mutter mit den flammenden Worten: „Da, da, lies. Und wenn Du diesen Mann für einen Verführer hältst, so bist Du kein Weib; Gott verzeih mir's, Mutter!"

Frau Clement las den Brief und benutzte die Pause — um ihre Verstellungskunst in Ordnung zu bringen. Mit vollkommener Selbstbeherrschung sagte sie dann: „Diesen Brief hat wirklich ein Engel geschrieben! Verzeih mir, Kind, ich bin bekehrt. Ich habe ihn mit seinem ältern Bruder verwechselt."

Olivia lächelte selig und küßte die Hand ihrer Mutter. Diese aber schläferte ihr Töchterchen ein, zog sich dann um und zog ihre besten Kleider an. Zu John, ihrem Aeltesten, sagte sie: „Höre mich an, Johnny. Wenn der Vater kommt, — wo sich der Mann nur herumtreibt? — so sag ihm, ich hole den Doctor Dobble. Er ist doch der erste Chirurg in der City und ich will für die Nacht Beruhigung haben." Damit empfahl sie ihm das Haus und die Kranke und ging fort. An der Paulskirche nahm sie eine Chaise und ließ sich — ins Parlamentshaus tragen.

Sie begehrte Einlaß bei Sr. Herrlichkeit dem Staatskanzler, Sir Robert Walpole. Engländer verschließen sich nicht leicht vor dem Volke, und da Frau Clement nie ohne die Grazien ihrer traulichen Zudringlichkeit wandelte, so gelang es ihr wirklich, in der nächsten Pause, welche die Nachtsitzung des Parlamentes machte, das Parlour des großen Ministers zu erobern.

„Was wollt Ihr?" herrschte sie der Zeus von England nicht einladend an. „Wählt eine bessere Stunde, Weib, ich habe Geschäfte."

Resolut antwortete Frau Clement: „Ach du mein grundgütiger Himmel, was ist denn geschäftiger als das Geschäft, daß zwei Geschwister nicht zusammen heirathen!"

„Was geht das mich an?" antwortete Sir Robert; „sprecht mit dem Erzbischof von Westminster."

„Fehlgeschossen, Eure Herrlichkeit, ich spreche mit dem Vater der Geschwister. Den gehts näher an als die Hochkirche und all ihre Bischöfe. Mit einem Worte, das Kurze und das Lange von der Sache ist: lest diesen Brief."

Damit übergab sie den Liebesbrief ihrer Tochter. Der Aristokrat erkannte auf den ersten Blick den Briefsteller aus der vornehmen Welt und auf den zweiten die Hand seines Sohnes. Er erstaunte, stutzte und fing zu lesen an. Mit wechselnden Mienen, aber immer gespannt, las er fort. Seine Stirnfalte zuckte, — das mochte die „olympische Staatsperücke" sein. Er rümpfte die Nase; das ging wahrscheinlich die poetische Armuths-Idylle in Deutschland an. Ein Strahl von geschmeicheltem Lächeln überflog ihn, — ohne Zweifel der Widerschein des Compliments: „Und zuletzt, mein Püppchen, Sir Robert Walpole ist doch ein großer Mann!" Aber als er zu Ende war, sagte er ohne allen Ausdruck, mit kalter ruhiger Fassung: „Ich kenne das Verhältniß und werde es zu hindern wissen. Nehmt diese Börse für eure Anzeige. Gott befohlen, ich habe zu thun!"

Aeußerst betroffen, starrte ihm Frau Clement ins Antlitz. „Börse? Anzeige? Gott befohlen? Wie war das, Ew. Herrlichkeit? Versteh ich noch mein ehrliches Englisch? Was wollt Ihr mit Eurer Börse? Bin ich ein Weib, das auf Börsen Jagd macht? Oho, Mylord, mit diesem Winde segeln wir nicht! Wär' ich ein solches Weib, Mylord, so ließe ich dem Handel seinen Lauf; ich könnte ja gar nichts Gewinnreicheres thun! Der junge verliebte Herr würde wahrscheinlich besser bezahlen; merkt Ihr das nicht? Goddam, Börse, Anzeige! Als ob ich das arme unschuldige Blut für eine Hand voll Guineen um ihre Liebe prellte! Wäre sie nicht seine Schwester und er nicht ihr Bruder . . ."

„Weib, ihr seid toll; fort mit Euch!" schrie der erzürnte Minister und fuhr mit der Hand an den Glockenzug. Aber Frau Clement fiel ihm so heftig in den Arm, daß von der Erschütterung der Puder seiner Staatsperücke in Wolken emporstäubte.

„Mit Verlaub, Mylord," sagte Frau Clement mit der ganzen Bitterkeit eines empfindlichen Weibes: „Ihr seid Minister und habt Verstand für ganz England; ich dächte, ihr hättet genug daran; laßt mir meinen armen simplen Weiberverstand. Toll bin ich nicht. Hört mich an. Ich hoffe, ich geb Euch ein Pröbchen, das Euch einleuchten wird. Seid ihr Besitzer von Strawberryhill bei Richmond? Ja. Habt Ihr eine Bildergalerie draußen, in die Ihr verliebt seid? Ja. Fahrt Ihr hinaus, oder seid Ihr wenigstens hinausgefahren, mitten im Winter, so oft eine Parlamentssitzung ausfiel? Ja. Habt Ihr draußen geschlafen? Ja. Herrschte der Brauch daß Ihr an solchen Tagen einen Expressen hinausschicktet, damit wir Dienstleute von Strawberryhill auf Abend das Haus richteten? Ja. War es einer von diesen Diensten, daß die kleine hübsche Maudlin sich ins Bett der gnädigen Frau legen mußte um es ihr zu wärmen,*) und kennt Ihr die kleine hübsche Maudlin nicht mehr, auch wenn es Euer Amt wäre, ganz England und ganz Europa zu kennen? Goddam, dieser Kronleuchter brennt auch gar zu verschnupft; wer dächte, daß es in einem Parlamentshaus von England so finster sein könnte? Nun, wenn ich gealtert bin, so seid Ihr auch nicht jünger geworden, obwohl noch immer ein stattlicher Herr! Ihr habt Sorgen für drei Königreiche und ich für fünf Kinder, — eins ist leider todt, — ich denke, die Rechnung geht auf."

Das Gesicht des Ministers war im Laufe dieser Rede lang und länger geworden.

*) Dieser seltsame Brauch herrschte wirklich in vielen vornehmen Häusern des 18. Jahrhunderts.

Er zweifelte nicht mehr an dem Verstande des Weibes, aber er sah aus, als ob er seinen eigenen verlöre.

„Weiter!“ murmelte er wie geistesabwesend.

Die Frau war verlegen und zauderte. „Weiter? was weiter? Wenn Ew. Herrlichkeit nur ein Gedächtniß hätte. Ach es gibt Mißverständnisse .... Was mich betrifft, ich sehe noch heute Euer Gesicht, als Ihr am Morgen vernahmt, daß die selige Lady nicht im Schlosse gewesen, sondern die Nacht im Pfarrhause zugebracht, wo die Frau Pfarrerin starb, der sie immer eine gnädige Frau und Freundin war. Ich sehe noch heute Euer Gesicht! Der Fehler war freilich, daß Euch Mylady ihren Ausgang nicht zu wissen machte, — sie schoß nur so fort. Ich inzwischen war eingeschlafen und hatte das Licht ausgehen lassen; was fragen Ew. Herrlichkeit „weiter?“ Ach, Ihr seid immer so vertieft in Staatssachen und große Historien! Z. B. habt Ihr an dem Abend eine Depesche nach Holland geschrieben! seht, das weiß ich, obwohl mich Holland nichts angeht ... Nun, klingt das toll? Sind das Thatsachen? Ja, Mylord, ich seh's noch wie heute, das Gesicht, das Ihr morgens beim Frühstück machtet!“

Robert Walpole hatte jedes dieser Worte im Geiste begleitet. Unwillkürlich hatte er zuweilen genickt, und doch — schüttelte er zuletzt den Kopf.

„Was Ihr da sagt, Frau Magdalena, erschöpft die Gründe noch nicht, die mich zu überzeugen vermöchten. Ihr waret doch damals die Frau meines Gärtners Adam, wenn ich mich recht erinnere?“

„Ich weiß, wo Ihr hinzielt, Mylord. Seine Frau war ich just nicht, sondern seine Braut, seine Verlobte. Seine Frau wurde ich zwei Monate später. Freilich, England ist das Land des Credits — man borgt wohl mitunter auf den priesterlichen Segen. Aber das kann ich Euch sagen, Mylord: weder vor noch nachher war ich mit meiner Gunst so freigiebig, daß ich nicht wissen könnte, wer Oliviens Vater ist. Zuvor nicht, denn ich weiß es noch wohl, wie lang ich soeben mit ihm geschmollt hatte, weil ich ihm ernstlich die Komödienbude verboten, die damals in Richmond war und von der er einmal wie allemal tief in der Nacht nach Strawberryhill zu Hause kam. Darnach nicht — nun, darnach erst recht nicht. Denn gleich darauf habt Ihr den Adam verschickt, nämlich auf Euren Wolterton Park in Norfolk wegen der neuen ausländischen Pflanzen. Und da kam er die längste Zeit nicht zurück. Er leistete Bürgschaft für Stephan Hill, den Komödienmeister, wanderte in den Schultthurm, Ihr thatet den leichtsinnigen Mann aus Euren Diensten, gerade zwei Monate vergingen so und was mich angeht ... ich hatte nun, wie Ihr begreift, keinen Augenblick zu verlieren, ihn auszulösen und Hochzeit zu machen. So, Mylord, jetzt bin ich fertig. Ihr könnt davon glauben und nicht glauben, was Ihr wollt, denn Worte sind keine Beweise, aber ich wiederhol' es noch einmal: was hätt' ich davon? Diese Börse voll Guineen? Als ob mir Sir Eduard als Schwiegersohn nicht mehr werth sein müßte! Das bedenkt, Mylord. Und wenn Ihr Euch sagen müßt: Diese Frau handelt mehr zu ihrem Nachtheil als Vortheil, so werdet Ihr wohl glauben, daß ich aus Gewissen handle. Es ist mir Gewissenssache, daß sich Kinder eines Vaters nicht heirathen; denn ob sie's nun heißen oder nicht: von der Natur sind Eduard und Olivia Geschwister so gut wie zwei andere in England.“

„Ich glaub' Euch,“ sagte der Staatsmann, welchen die Logik der Frau überzeugte. „Ich dank Euch, Frau Magdalena, und versichere Euch, daß ich dieses Verhältniß jetzt mit doppelter Mühe verhindern werde. Und was das Mädchen betrifft: wenn sie einst

besser gewählt haben wird, d. h. ihrem jetzigem Stande gemäß, so kommt wieder und zeigt es mir an; wir wollen ihr dann eine Versorgung ausmitteln, welche ohne Aufsehen zu machen Euch Alle befriedigt."

Der Minister winkte, die Frau machte ihren Knix und ging. Die Audienz war zu Ende.

Robert Walpole erhob sich aus seinem Armsessel, als er allein war und schritt noch lange und nachdenklich auf und ab.

Frau Clement aber eilte jetzt was sie konnte zum Doktor Dobble. Sie fand ihn zu Hause und jagte ihn mit dem sanften Nachdruck, der ihr so eigen war, aus seinen Federn, indem sie den einzigen Souvreign, den sie hatte, vorzeigte und sagte, es gehe in ein reiches Bankhaus auf Lombardstreet. Mit dem ganzen Stolz erfüllter Mutterpflicht brachte sie ihrem Töchterchen den ersten Wundarzt der City, und das Töchterchen ließ sich nicht ahnen, welch tiefere Wunde dieser Muttergang ihrer Liebe geschlagen.

Auf Doktor Dobble aber können wir uns jetzt verlassen. Nachdem er die Kopfwunde wissenschaftlicher als der Bartscheerer in Finchlane sondirt, erklärte er, daß sie nicht schlimm sei und bald normal zuheilen werde. Auch die Verwundung am linken Oberarme erkannte er nicht als Bruch, sondern als eine starke Prellung des Fleisches und versprach das Verschwinden der Geschwulst durch den weiteren Gebrauch der Umschläge. Die plötzliche Kopferschütterung, der Schrecken und einiger Blutverlust sei das Aergste gewesen.

Mit dieser Beruhigung ging die Familie zu Bette — die wachende Mutter ausgenommen. Mister Adam schlief für einen Mörder vortrefflich. Mitten im Schlafe aber lachte er auf, sprang aus dem Bette und tanzte im Zimmer herum. „Ich hab's, ich hab's!" schrie er lachend und tanzend. „Viktoria, Weibchen, freue Dich mit mir, Du bist die glücklichste Engländerin! Was für ein Kopf bin ich, was für ein Kopf! Höre, was mir geträumt hat. Eine Spekulation hat mir geträumt — doch nein, der Mensch ist nur ein Esel, welcher kapiren will, was mir geträumt hat. Viktoria, Viktoria!"

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Sein Weib, die glücklichste Engländerin, fing fast zu meinen an, ob es durch Sympathie etwa geschehen könne, daß die Gehirnerschütterung der Tochter — den Vater verrückt mache.

Mr. Adam begann aber ein geschäftiges Treiben. Er steckte diesen und den folgenden Tag fleißig bei seinem Compagnon, dem Lehrling von der Droguenhandlung und verschwand endlich ganz aus der schwarzen Gasse von Finchlane. Was hat er vor? Gehen wir den Wegen des seltsamen Mannes nach!

Sein Weg ging nach Hampstead, jener romantischen Heide, welche heute eine prächtige Villen-Vorstadt von London ist, damals aber noch weit von der Stadt und in tiefster ländlicher Einsamkeit lag.

In diese Einsamkeit hatte sich Dr. Tippleton, der geizige Bischof, zurückgezogen, um dem ersten Sturm aus dem Wege zu gehen, welchen seine Härte gegen den Pfarrvikar bei den rechtschaffenen Leuten des Stadtviertels erregte. Der Engländer führt starke Fäuste in solchen Fällen! Der Lehrling hatte dieses Asyl ausgekundschaftet und Mr. Adam wanderte jetzt mit ihm hinaus. Noch eine dritte Person ging mit, ein Blumengärtner von Adams Bekanntschaft.

Die drei schritten auf Haverstokhill hinan, einen Hügel, welcher an der Hampsteader Haide lag. „Gut ist's," sagte Mr. Adam. „Das ist unser Posten. Hier lagern wir uns

und beherrschen das Feld. Von welcher Seite er kommen mag, — und er wird doch frische Luft schnappen wollen und nicht immer in seiner Dachshöhle liegen . . ."

„Was?! Du willst ihn am hellen Tage erschlagen?" rief der Blumengärtner.

„Und ohne daß wir wissen, wie viel Geld er bei sich hat?" setzte der Lehrling hinzu.

„Was seid Ihr Kinder!" schmunzelte Meister Adam. „Werd' ich ihn denn erschlagen? Glaubt Ihr das im Ernste? Bildet Euch doch solche Kindereien nicht ein!"

„Was denn sonst?" fragte Richard verdutzt.

„Das ist mein Geheimniß," schmunzelte Mr. Adam mit Ueberlegenheit.

„Oho, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen! Denkt Ihr, ich werde Compagnon von einem Geheimnisse sein? Ist das ein Geschäft? Ist das eine Firma? Heraus mit Eurem Geheimnisse! Halb Part!"

„Sei still, gluthherziger Jüngling," sprach Mister Adam. „Ritter machen keine Geschäfte. Als Champion Deiner Dame bist Du ihr auf Gnad und Ungnad, auf Treu und Glauben verpflichtet. Verstehst du Das?"

Der scharfsinnige Mann hatte die richtigste Saite angeschlagen. Der Knabe schwieg und bot stolz einen Handschlag. Der Blumengärtner aber brummte: „Ein verdammter alter Narr warst Du von jeher."

„Aufgepaßt!" rief Mr. Adam. „Was kugelt dort um den Zaun des Gartenhäuschens hervor? Eine schwarze Theertonne mit einem rothgelben Kürbis darauf. Sollte das vielleicht Bauch und Gesicht unsers Ehrwürdigen sein?"

„Er ist es auch, er ist's!" rief der Lehrling frohlockend. „Der Austernschlucker ist's, der Burgunderschlauch ist's!"

„Das ist ja prächtig! Der Mann thut uns früh den Gefallen. Also ans Werk, Jungens! All hands auf Deck! Ihr zieht Euch dort hinter jene Hecken hinab und tretet hervor, wenn ich mich schneuze. Ich schlage hier diesen Graspfad ein und geh ihm entgegen. Vorwärts, mit Gott und St. Georg!"

Die Disposition wurde ausgeführt. Mr. Adam ging den Hügel hinab, der Bischof näherte sich langsam. Es war ein schwerer, fett- und fleischreicher Körper und doch nicht schwerfällig. Ein derbes Knochengerüste trug ihn leicht und stark, verlieh ihm aber auch etwas abschreckend Rohes, ja Grausames. Sein dickes Gesicht hatte einen barschen und gemeinen Ausdruck, seine kalkgrauen Augen brutale und langweilige Blicke. Kurz, eine Boxer- und Metzgerfigur, kein Zug von geistlicher Würdigkeit.

Als die Männer auf hundert Schritte sich nahe gekommen, warf Mr. Adam den Kopf in die Höhe und schrie zum Himmel hinauf: „Ich rochire." Er stand, lauschte und wartete gespannt. „Verdammt!" rief er dann, „das war ein Meisterzug! Nun denn: Schach!" Kaum aber war's geschehen, so schalt er sich aus: „Goddam, das war eine Dummheit! Den Zug nähm' ich gern zurück, aber leider, wir spielen pièce touchée."

Er war dem Bischof auf fünfzig Schritte nahe. „Mein Königsritter nimmt den feindlichen Königsbauer," schrie er zum Himmel hinauf. Gespannt starrte er in die Lüfte. „Was?" rief er, „Ihr gebt ja die Königin Preis! Gut, sagt Ihr? Nun, mir ist's auch gut; ich nehme sie. Verflucht, da bin ich in eine Mausefalle gerathen!" Er rannte jetzt gegen den Bauch des Bischofs und trat ihn mit beiden Füßen auf die Hühneraugen. Aber ehe der Andere noch Zeit hatte, grob zu werden, wurde er's selber.

„Geht ehrlichen Leuten aus dem Wege!" schnauzte er ihn an; „was strolcht ihr da auf dem Felde herum?"

Der Doctor Tippleton stand sprachlos. Er sah aus wie ein gluthäugiger Stier, der mit dem Horn gegen einen rothen Fetzen anrennen will. „Ihr verdammter, nebelköpfiger Narr", brach er los, „ich schlage Euch zu Grütze und trete Euch zu Brei, wenn ihr nicht augenblicklich . . ."

Aber Mr. Adam that, als ob er gar nicht da wäre. Fest in die Luft starrend rief er: „Mein Königsritter geht von dreißig auf fünfundvierzig und nimmt den feindlichen Königsbischof." Eine Pause — dann fluchte er: „Goddam, sein Königinbischofsbauer*) zieht in die Königin und setzt auch matt! Da habt Ihr's, Ihr verdammter nichtsnutziger Taugenichts. Die Parthie ist hin, ich habe verloren! Ich glaube, daran seid Ihr schuld, laßt Euch henken, Ihr Galgenstrick!"

Der Bischof machte sein dümmstes Gesicht. So etwas war ihm noch nicht begegnet. „Was treibt Ihr da für Teufelszeug, Ihr verrückter Kerl?" sagte er, getheilt zwischen Zorn und Laune.

„Ihr seht es ja, ich spiele Schach."

„Allein und auf freiem Felde? Mit wem denn?"

„Mit Gott im Himmel?"

Der Bischof lachte. Mr. Adam aber schneuzte sich. Richard und der Blumengärtner zeigten sich zwischen den Hecken, an welchen sie herumzupften.

„Mit Gott im Himmel?" lachte der Bischof schallend. „Und spielt Ihr denn auch um Geld mit dem lieben Gott?"

„Natürlich. Diese Parthie galt fünf Pfund und ich habe sie verloren."

„So, so! Aber wie gebt Ihr das Geld ab? Ihr werdet wohl einen Schemmel brauchen, um Euch draufzustellen, wenn Ihr da hinauf langen wollt," keuchte der Bischof, platzend vor Lachen, indem er mit seinem Bambusrohr gegen Himmel fuchtelte.

„Einen Schemmel?" sagte Mr. Adam. „O Ihr Witzbold Ihr! Ein Schemmel ist gar nicht nöthig. Wir haben die Verabredung getroffen, der liebe Gott und ich, daß ich das verlorene Geld dem Ersten zahle der mir begegnet."

„Der bin ja ich!" rief schnell und gierig der Bischof.

„So ist es," sagte Mr. Adam gelassen. Er zog seine Brieftasche und nahm eine Fünfpfundnote heraus und gab sie dem Bischof. „Ihr scheint sie zwar nicht zu bedürfen," fuhr er fort, „aber was gehts mich an? Ich habe sie verloren, gebt sie im Namen Gottes den Armen."

„Das will ich, das will ich!" rief der Bischof hastig. Er sah jetzt mit ganz andern Augen auf Mr. Adam. Er knitterte die Pfundnote in seiner Faust zusammen, hurtig, als ob er einen Raub versteckte, und eilte mit schnellen Schritten davon.

Die ganze Scene hatte nur wenige Minuten gedauert. Der Bischof verschwand hinter dem Hügel, die beiden Andern sprangen von der Hecke hervor.

„Ich glaube, Meister Chamäleon, Ihr habt uns zum Narren!" rief der junge Richard mit Heftigkeit und roth vor Zorn.

„Adam, wir kennen uns lange," fing der Blumengärtner an . . .

„Und kennst mich doch nicht; schweig still, altes Kastell. Ihr seid mir Kerls, Ihr zwei! Ich glaube, Ihr wolltet Hasen ohne Schrot schießen und Forellen ohne Mücken angeln. Kommt nur, kommt, und morgen sind wir wieder am Platze. Daß

*) Bischof heißt im englischen Schach unser Laufer.

auch er da ist, das verbürg' ich Euch zu Wasser und zu Land. Er hat gar zu schön angebissen!" —

In der That fand sich unser Kleeblatt Tags darauf wieder beim Haverstokhill an der Hampsteader Haide ein und paßte den Bischof ab, der sich auch mit großer Pünktlichkeit einstellte. Es ging Alles wie das erste Mal. Mr. Adam verlor wieder seine Schachpartie, nur hatte er heute nicht um fünf Pfund gespielt sondern um hundert Pfund. Der Bischof traute seinen Augen nicht, als ihm Adam das kostbare Werthpapier wie einen Fidibus hingab.

„Ich hoffe, das war doch falsches Geld?" sagte der Blumengärtner.

„Mit nichten," antwortete Adam. „Es war das vierjährige Ersparniß meiner ältesten Tochter. Nicht wahr, Ned, die Note war echt?"

„Stricke möcht' ich bei mir haben, um Euch zu binden und nach Bedlam zu führen auf die Abtheilung wo die unverbesserlichsten aller Narren in der Zwangsjacke sitzen!"

„Sonst nichts? Also nimm Dir morgen die Stricke mit und hänge Dich auf, mein Lieber, wenn sich Dein Witz überwunden sieht."

„Zum Teufel und seiner Großmutter, wo will das hinaus?" rief der Blumengärtner. „Wir sind doch auch nicht von Eseln geboren . . ."

„Das Unglück ist, daß Ihr nicht träumt," kicherte Adam in sich hinein. „Träumen muß Einem das, träumen! Jungens, wo wär' ich je sechsmal Bankrott geworden, wenn mir solch gute Gedanken geträumt hätten?" Und jemehr die andern sich ärgerten, desto mehr jubilirte er über seinen witzigen Traum.

Am dritten Tage spielte dieselbe Scene. Nur brachte Mr. Adam jetzt eine Variation darin an. Als er des Bischofs ansichtig wurde, rief er ihm zu: „Ei, da seid Ihr ja wieder! Das ist schön, daß Ihr da seid! So werd' ich meinen Gewinn von demselben erhalten, der meinen Verlust eingestrichen. Denkt Euch, wir haben heut um zweitausend Pfund gespielt und soeben gewann ich sie. Seid so gut und zahlt sie mir gleich." Er gab das Signal und schneuzte sich. Zwischen den Hecken zeigten sich Richard und der Blumengärtner — strahlend vor Ueberraschung.

Der Bischof aber machte ein unaussprechliches Gesicht. Er stutzte, wurde blaß, und sprang ausweichend zur Seite, indem er fluchte: „Hol' Euch der Teufel, Eure Narrheit geht mich nichts an!"

„Oho," rief Mr. Adam, „so haben wir nicht gewettet! Das wäre mir ein Spieler, der Gewinne einstreicht, aber Verluste nicht ausbezahlt! — Ach, siehe da, siehe, hier sind ja die zwei Leute, die ich gestern und vorgestern, wenn ich nicht irre, an diesen Hecken gesehen habe. Wer seid Ihr, gute Männer?"

„Wir sind Dienstleute des Herzogs von York," sagten Richard und der Blumengärtner nach der Verabredung.

„Was macht Ihr auf dieser Haide hier?"

„Wir sammeln Beeren von den Hecken."

„Wozu braucht Ihr die Beeren?"

„Wir mästen die Drosseln Sr. Herrlichkeit unsers Herzogs damit."

„Gut," sagte Adam. „Ihr seid Dienstleute des Herzogs von York, sammelt Beeren von den Hecken und mästet die Drosseln Sr. Herrlichkeit damit. Euer Zeugniß ist gut. Habt Ihr gesehen, was zwischen mir und diesem Gentleman gestern und vorgestern hier vorfiel?"

„Ja wohl!“ riefen die Verbündeten laut und stark.

„Und seid Ihr bereit, mir Zeugniß davon zu geben?“

„Ja wohl,“ war die entschlossene Antwort.

„Es ist gut,“ sagte Adam kaltblütig. „Ihr könnt gehen, Doctor Tippleton. Ich werde Euch vor den Gerichten Englands belangen, daß Ihr die Einnahmen Gottes einkassirt, aber die Schulden Gottes zu bezahlen Euch weigert. Der Handel soll in die Oeffentlichkeit. Heute haben die Morgenblätter schon angefangen, Eure Grausamkeit gegen den Vikar zu besprechen, den Ihr zum Selbstmorde getrieben. Das Volk ist aufgeregt gegen Euch, aber der Engländer hat Rechtssinn und Ihr waret formell in Eurem leidigen Recht. In unserm Handel aber seid Ihr im Unrecht. Fair play, hat gegolten so lange Alt-England steht, und kommt Ihr als Falschspieler vor die Assissen, so wird das Volk auf dieses Signal nur warten, um den armen Vikar zu rächen und Euch zu lynchen. Es sollte mich nicht wundern, wenn Euer Schloß in Sussex darüber in Rauch aufginge. Es wird ein Gerichtstag werden, der Euch dergestalt ruiniren soll, daß Ihr der todteste Hund in England seid. Adieu, Doctor Tippleton. Vor den Assissen sehen wir uns wieder.“

Der Bischof hatte diese Worte angestiert wie Gespenster, er fühlte das Gewicht ihrer Wahrheit und bebte davor. Mit einem wahren Mörderblick sah er die drei, die ihn umrungen hielten, an, und sein Bambus zuckte in der Faust. Es war ein gefährlicher Augenblick! Bald aber überlegte er, wenn er die drei auch zu Boden schlüge, daß sie jedenfalls erst zurückschlagen würden, und welches Glied seines Leibes dann ganz bliebe, war leider ungewiß. Da war Trotz — Wuth — Geiz — Alles zu Ende. „Ich zahle,“ stammelte er.

„Ich sah's voraus, daß Ihr nicht um Eure Existenz hazardiren würdet,“ sagte Adam. Er präsentirte ihm ein Wechselblanquet und ein Schreibzeug. Der Bischof zeichnete. „Das wäre die Zulage Eures Vikars auf zweihundert Jahre gewesen,“ sagte Adam, indem er den Wechsel einsteckte. „Geht hin und bessert Euch.“

Der Bischof wankte von hinnen. Unser Kleeblatt aber triumphirte in einem Jubel davon, wie ihn weder die alte Hampsteader Haide noch irgend ein Schauplatz im alten lustigen England jemals gehört und gesehen. —

Mit dieser Spekulation — dem Meisterstück seines Lebens — hatte Freund Adam vier Tage zugebracht, während welcher er wenig nach Hause gekommen. Er wußte den goldenen Engel außer Gefahr und in guter Pflege: das genügte dem quecksilbernen Mann. Jetzt aber flog er mit unsäglicher Vaterfreude und nicht geringem Genießtolz seinem angebeteten Töchterchen zu. Wie freute er sich auf seinen Freudenruf: „Wir haben tausend Pfund! Wir reisen bis ans Ende der Welt!“ Wie freute er sich auf ihr Erstaunen, ihr Umarmen und Küssen!

Aber es kommt immer anders als es das liebe Herzchen erwartet. Der arme Mann mußte an sich halten und Komplimente machen, denn als er seine Wohnung betrat — war ein fremder Besuch da.

Dieser Besuch war unter eigenthümlichen Umständen gekommen.

Erst kam ein Bedienter in der Livree der Walpole's, welcher Frau Clement nach St. James-Square abholte zu einer Audienz mit seiner Herrlichkeit. Kaum war sie fort, so klopfte ein Mann im Civil an die bescheidene Wohnuug und verlangte von John, der ihm öffnete: Der Vater möchte mit einer Auswahl seiner seltensten Muscheln nach Dudley-House in Castlestreet kommen, ein vornehmer Herr begehre zu kaufen.

Als der Knabe sagte, der Vater sei nicht zu Hause und er könne auch nicht sagen, wann er komme, er komme jetzt immer spät, so entfernte sich der Andere mit einem Kopfnicken, gleichsam als habe er gehört, was ihn befriedige. Nach wenigen Schritten aber kehrte er wieder um, klopfte den Knaben noch einmal heraus, betrachtete ihn von oben bis unten und machte ihm den Vorschlag, an seines Vaters statt mit den Muscheln zu gehen. Als der Knabe zur Antwort gab, er müsse das Haus hüten, denn es sei Niemand zu Hause als sein Schwesterchen Maudlin und die verwundete Olivia, so drang der Fremde mit so vielen und so lockenden Vorstellungen in den Jungen, daß dieser wankend wurde und zuletzt wirklich mitging. An der Ecke von Finchlane nun hielt ein ältlicher Herr in einer Portechaise, welcher wie ein Landpfarrer aussah und dem der Sendbote, welcher den Knaben mit nahm, im Vorbeigehen zuwinkte. Hierauf begab sich der Landpfarrer in die Wohnung der Familie Clement. Auf sein Klopfen rief ihm die kleine Maudlin durchs Schlüsselloch zu: „sie könne nicht aufmachen, es sei Niemand zu Hause." Er aber rief zurück: „Sag Deiner Schwester Olivia, vom Maler Reynold ist Jemand da." Dieses Zauberwort öffnete. Der Riegel flog zurück, der Fremde trat ein.

Er musterte die kleine Wohnung mit seltsamen Blicken. Der scheuen Maudlin, welche sich hinter die Thür versteckt, hielt er ein Bonbondütchen entgegen und schmeichelte ihr: „Wo ist Deine Schwester Olivia? Komm, mein Kind, führ mich zu ihr."

Aber für einen Pfarrer gelangen ihm solche Liebkosungen auffallend ungeschickt; das Kind wenigstens wurde noch scheuer als zuvor; und Kinder sind kompetent über das Echte oder Unechte von lockender Freundlichkeit.

Inzwischen kam Miß Olivia selbst. Sie kam dem Besuche vom zweiten Zimmer ins erste entgegen: es war die Schwelle von beiden, wo sie der Fremde zuerst erblickte. Sie trug den verwundeten Arm noch in der Schlinge und einen Verband an der Kopfwunde. Letzteren aber hatte sie zierlich in ein Häubchen oder Krönchen zu verstecken gewußt, und ihr reiches goldenes Haar so geschickt darin aufgebauscht, daß das Verbergen auf die hübscheste Art zu einem Zieren und Ausschmücken geworden. Wie aus einem Goldrahmen sah ihr zartes ein wenig blässeres Gesichtchen aus dieser kranz- und strahlenartigen Haartour heraus. Der Fremde war überrascht von ihrer Erscheinung und konnte es nicht einmal verbergen, daß er es war.

Olivia stotterte die üblichen Redensarten von Negligé, nicht vorbereitet sein, entschuldigen müssen, und was ihr sonst noch einfiel. Der Fremde sah sie immer an. Sie bot ihm einen Stuhl, entschuldigte sich von Neuem, ihr Zimmerchen auf Pall-Mall wäre netter, aber er wisse wohl, was für ein Unglück sie betroffen, wenn er vom Maler Reynold komme. Der Fremde verwandte kein Auge von ihr. Für ihre Worte schien er geistesabwesend. Olivia stockte zuletzt, wurde roth und wußte nichts mehr zu sagen.

Diese Verlegenheit erweckte den Fremden aus seinem Traum. Er sagte: „Verzeih mir, mein liebes Kind, daß ich Dich mehr gesehen als gehört. Deine Worte können auch Andere sprechen, aber Dein Bild hast nur Du. Es ist ein schönes Bild!"

Eine sonderbare Anrede für einen alten Landpfarrer! Olivia senkte das Auge und fragte: „Ihr kommt vom Maler Reynold?"

„Ich bin sein Bruder," war die Antwort. „Ich bin Pfarrer in Lincolnshire. Als Jünglinge trieben wir beide die Kunst, leider mit ungleichem Erfolg. Er hatte das Talent, ich nur die Liebe dazu. Die Liebe ist mir geblieben. Wundere Dich daher nicht,

daß ich ein Köpfchen wie das Deinige noch immer wie eine Studie ansehe." Und er ließ noch einmal einen recht langen Blick auf ihr ruhen.

Der Mann war über die Jahre hinaus, wo solche Blicke peinlich sind, aber befremdend waren sie doch für das Mädchen. Sie versuchte, ihn eben so freimüthig anzusehen, aber es ging nicht. Der Fremde hatte nichts, was vertraulich machte, man fühlte Ehrfurcht und Scheu gegen sein Wesen.

Auf der Finchkirche schlug es die Stunde.

„Livy, jetzt mußt du den Umschlag wechseln," zirpte die kleine Maudlin hinter dem Ehebett ihrer Eltern hervor.

Olivia wurde roth. „Schweig, Närrchen, wenn Erwachsene da sind. — Reverend müssen dem Kinde verzeihen!"

„Thu, was das Kind Dich mahnt," sagte der Fremde. „Meine Anwesenheit darf nicht stören. Ohne Zwang, ohne Umstände! Ich bitte."

Olivia machte Ausflüchte. Der Fremde redete ihr zu, aber nicht lange. Bald sagte er ungeduldig: „Wenn Du Dich zierst, so lege ich selber Hand an."

Olivia trat einen Schritt zurück, aber als der Fremde ihr folgte und wirklich Hand an ihren Arm legte, wagte sie nicht zu widerstreben. Es lag etwas Sicheres und Gebietendes in seiner Art, das wie ein Zauber wirkte.

Als er die Bedeckung zurückgestreift und den Arm entblößt hatte, sah er sie mit einem Blick der Verwunderung an, als wollte er sagen: was für ein schöner Arm! Aber er sagte es nicht. Die verwundete Stelle, welche noch immer geschwollen und blau unterlaufen war, schien ihn zu erschrecken. „Armes Kind," sagte er, „das hat wohl wehe gethan?"

„Ja, der Tag that mir wehe!" seufzte Olivia.

„Der Tag!" sagte ihr der Landpfarrer nach, und es schien ihm zu gefallen, wie in diesem Doppelsinn das Ladenmädchen den Schmerz ihrer wahren Wunde zu nennen wußte. Er sah sie mit einer Theilnahme an, worin nicht, wie in seinem ersten Ansehen, nur Neugierde, sondern Erbarmen und zärtliche Achtung sich ausdrückte. Auch fühlte das Mädchen sofort sein Gefühl und ihr übervolles Herz wurde gerührt davon. Es zuckte über ihr Antlitz, ihr Körper zitterte. Der Fremde beeilte sich, sie zu stützen. Er legte seinen Arm um sie, küßte sie auf die Stirn und sagte tröstend: „Sei ruhig, mein Töchterchen, der Herr fügt Alles zu unserm wahren Besten." Aber Olivia hielt nicht länger an sich. Sie brach in Thränen aus, ließ ihren Kopf an seine Brust sinken und schluchzte bitterlich: „Reverend, ich bin namenlos unglücklich!"

In diesem Augenblicke riß es an der Glocke.

„Das ist der Vater!" rief die kleine Maudlin und sprang an die Thür, um zu öffnen. Olivia und der Reverend setzten sich in Verfassung.

„Viktoria, wir reisen!" jubelte Mr. Adam in sein Haus hinein, aber er verstummte sofort, als er des Besuches gewahr wurde, den ihm Olivia als einen geistlichen Herrn aus Lincolnshire und Bruder des Malers Reynold vorstellte. Die Herren begrüßten sich, was von Seite des Fremden mit einer kaum halben Wendung des Kopfes geschah.

„Du hättest dem Herrn Licht machen sollen," sagte Adam, „es ist schon zu dunkel hier."

„Bitte, sich nicht zu incommodiren, ich gehe schon wieder," antwortete der Fremde rasch. Olivia glaubte zu bemerken, daß seine Stimme jetzt etwas verändert klang.

„Thut mir die Schande nicht an," sagte Adam, „daß Euch meine Ankunft vertreibt. Behaltet Euren Platz, Reverend."

„Ihr habt Eurer Tochter Mittheilungen zu machen, scheint's. Ich will nicht stören. Gott befohlen."

Es konnte auffallen, wie eilig der Fremde seinen Rückzug antrat.

Olivia sah ihm unruhig zu, wie er nach Hut und Stock griff. Sie wartete bis zum letzten Augenblick. Dann aber überwand sie sich, schlich ihm zwei Schritte, die er schon voraus hatte, nach und bettelte mit halblauter Stimme:

„Reverend, habt Ihr mir nichts zu sagen?"

„Was, mein Töchterchen?"

„Keine Nachricht?"

„Von wem, mein Kind?"

„Nun — von Eduard."

„Von Eduard Walpole, meinst Du?"

„Wissen Sie nicht, der Herr Bruder und Ihr, wohin er verreist ist? Seid Ihr nicht gekommen mir das zu sagen?"

Der Fremde zuckte die Achseln und drückte sich eilig zur Thüre hinaus.

Vater Adam aber hatte den Namen aufgeschnappt. Aeußerst betreten fragte er: „Wie war das, mein Kind? Wen nannte er da? Sir Eduard Walpole? Was solls mit dem Sohne des Staatskanzlers?"

Olivia sah ihn an. „Fragst Du das im Ernste? Er ist doch mein Bräutigam."

„Was?!" schrie Mr. Adam.

„Vater, ich begreife Dich nicht," sagte Olivia. „Du weißt es ja."

„Kein Wort weiß ich."

„Aber die Mutter weiß es."

„Die Mutter? Ich habe sie kaum gesehen seit vier oder fünf Tagen."

„Wo bliebst Du auch, Väterchen? Ich bin recht böse!"

„Kind, ich habe Geschäfte gemacht, Geschäfte! Die Himmel hängen voll Geigen. Wir sind reich, wir haben Geld bis ans Ende der Welt! — Aber sage mir, Eduard Walpole ist Dein Bräutigam?"

„Ich hoffe es zu Gott!"

„Frevle nicht, Du unglückseliges Mädchen. Ich hoffe es ganz und gar nicht. Nein, wirklich. Ganz und gar nicht. Eine verteufelte Sache!"

„Aber wie meinst Du das, Vater?"

„Eine verteufelte Sache! Recht verteufelt! Eduard Walpole! Bei meiner Seele, eine verfluchte Geschichte! Warum just Eduard? Von vier Brüdern just der? Ein ernsthafter Handel! Kind, Kind, was hast Du gemacht! Ein recht verzwickter und ernsthafter Handel!"

Aber Olivia, in Verzweiflung über den unterbrochenen Besuch des Fremden, achtete dieser Reden gar nicht, sondern drang in den Vater, ihm nachzugehen. „Er kommt von Reynold, er ist sein Bruder, und hätte keine Botschaft an mich? Unmöglich! Warum wäre er da gewesen? Ich bitte Dich Vater, folg' ihm. Du mußt mir ein Trostwort zurückbringen, du mußt. Geh, lieber Vater, eile ihm nach!"

„Und das alles um Eduard Walpole?" rief Adam auf- und abrennend, „Kind, das will überlegt sein. Er Dein Bräutigam, Du seine Braut — der Henker hole den Handel! Ich will mich in meiner eigenen Tabaksdose herum tragen, wenn ich da einen Rath weiß. Das Ding überrumpelt mich wie eine Feuerspritze um die Straßenecke.

Ein Walpole, — ja, ja, ein Walpole wäre mir schon recht; mein goldener Engel verdient nichts Geringeres! Aber warum just Eduard Walpole? Es ist zum Verzweifeln! Schau, schau, also Eduard Walpole! Ein verfluchter Bosnickl ist doch der Zufall, auf Ehr und Gewissen! Was ist zu thun? Was ist zu thun? Mein Kopf ist wie eine leere Bouteille! Wenn ich nur wüßte ... Halt, da fällt mir was ein! das könnte helfen. Ein Pfarrer aus Lincolnshire war er? Da müßte er rathen können. Es ist ein Fall für einen Gottesgelehrten. Geschwind, geschwind, daß ich ihn nur noch erwische."

Damit rannte der Mann, nachdem er die letzten Worte ganz wie im Selbstgespräche gemurmelt, eiligst zum Hause hinaus und ließ die arme Olivia in Staunen, Zweifel und Kummer zurück.

Im engen Gäßchen dunkelte es bereits wie im Zimmer. Freund Adam sah just noch, wie der Fremde im Begriffe war, seine Portechaise zu erreichen, welche ihn an der Gassenecke erwartete. Er stürzte in großen Sprüngen ihm nach, erwischte ihn beim Rockärmel und sprudelte heraus:

„Um Gotteswillen, Reverend, bleibt, bleibt! Ich habe dringend mit Euch zu sprechen. Schenkt mir Gehör. Nur einen Augenblik!"

„Was soll's?" fragte der Andere, indem er seinen Rockkragen aufstülpte und seinen Hut ins Gesicht drückte.

„Beantwortet mir folgende Frage, Reverend. Ist eine Ehe zwischen Geschwistern unter allen Umständen verpönt, oder nur dann, wenn die Eltern der Geschwister verheirathet sind?"

„Wie kommt ihr zu diesem Problem?"

„Das will ich euch sagen, Reverend. Meine Tochter Olivia hat mit einem Gentleman ein Eheversprechen getauscht und der Gentleman, welcher Sir Eduard Walpole heißt, wie ich erst heute erfahren, — ist mein leiblicher Sohn."

„Mensch, was unterstehst Du Dich?!" schrie der Fremde mit einer Donnerstimme, indem er sich aufrichtete und seinen Stock gegen die Erde stieß.

Mr. Adam prallte erschrocken zurück. „Unterstehen?" stotterte er, „Gar nichts unterstehe ich mich, auf Ehre und Seligkeit, gar nichts. Ich bin ein armer Familienvater und lebe mit König und Kirche in Frieden. Das Unterstehen ist sechsundzwanzig Jahre alt und ich war noch Junggesell und es geschah überdies unwissentlich. Gott behüte, daß ich mich unterstehe!"

„Redensarten! Ihr beleidigt gröblich die Ehre der seligen Lady."

„Davon ist kein Jota wahr, mit Eurer Erlaubniß. Höret mich an, Reverend. Der Fall ist dieser. Ich war vor so und so viel Jahren Gärtner bei Sr. Lordschaft, Sir Robert Walpole, unserm großen politischen Wettermacher in England. Es war in Strawberryhill nächst Richmond bei London. Der Lord kam Winters und Sommers hinaus, seiner kostbaren Bildergalerie wegen, die er sehr liebte. Er pflegte an solchen Tagen einen Expressen voraus zu schicken und sein Kommen zu melden, daß wir in Haus, Küche und Stall auf die Minute seiner Ankunft für seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten vorgesorgt hatten. Nun horcht aber auf, Reverend, was für verzwickte Sitten diese Herrschaften haben. Das ist eine Welt, wo die erste Sünde Consequenz heißt. Sie springen nach Laune und Willkür mit ihren Sitten und Bräuchen um und fashionable ist das Entgegengesetzteste. So haben sie's zeitlebens mit ihren Nasen zu thun, wittern's unsereinem auf tausend Schritt an, von welcher Nahrung wir leben, und da

wir nur von gemeiner Nahrung leben, so haben wir auch nur eine gemeine Witterung, sagen sie. Es ist daher fashionable, die Berührung mit uns gemeinen Leuten zu fliehen. Wenn Ihr nun aber denkt, es ist Consequenz in dieser Affektation, so irrt Ihr Euch. Dicht dabei liegt wieder der gröbste Cynismus."

„Spart Eure Reflexionen."

„Gut, gut, ich spare. Wie sagte ich? Der gröbste Cynismus. Ganz recht, der gröbste Cynismus. Denn seht Ihr, Reverend, ein andermal wieder nehmen diese vornehmen Herrschaften unsere gemeinen Personen und legen sie — Gott verzeih mir die Sünde — geradezu als Wärmer in ihr Bett. Auf Ehr' und Seligkeit, das thun sie. Wenigstens die selige Lady hatte in Strawberryhill diesen Brauch. Allabends im Winter mußte es das bevorzugte Stubenmädchen thun. Nun war damals ihre Favoritin die schwarzäugige Polly, eine Irländerin, schön wie der Teufel, aber leichtsinnig mehr als billig ist. Ich liebte sie, mit Ehren zu melden, und hätte sie auch geheirathet, wie ich später ihre Nachfolgerin, die kleine blonde Maudlin heirathete, aber wie gesagt, sie war wankelmüthig wie eine Bienenkönigin. Kurz und gut, in jener Nacht, wo es dem lieben Gott gefiel, den Sir Eduard Walpole zu erschaffen, hatte der Zufall das tollste Zeug zusammengewebt. Die Lady war um vieles früher schlafen gegangen, als sonst; Sir Robert Walpole aber, der sich auf den Abend angesagt hatte, war ausgeblieben. Ihr merkt also, daß ich zur Polly wollte und zur Lady kam, daß die Lady ihren Gatten zu empfangen glaubte und mich empfing. Ich sag' Euch, der liebe Gott war ein gescheidter Kopf und hatte ein Einsehen, als er vor seinen Schöpfungswerken ausrief: es werde Licht! während wir die unsrigen in Stille und Dunkelheit . . ."

„Verdammter Schurke!" murmelte der geistliche Herr sehr ungeistlich. Nach einer Pause aber sagte er laut: „Damit ist aber noch nichts bewiesen."

„Sehr wahr, Reverend, sehr wahr," antwortete Adam. „Aber erstens sieht mir Eduard Walpole im Gesicht ähnlich und zweitens trägt er noch ein ganz besonderes Zeichen. Ich habe in der Gegend der Herzgrube ein Mal, welches wie drei in Sternform gegen einander gelegte Kaffeebohnen aussieht. Genau dasselbe Mal und an derselben Stelle hat auch Sir Eduard Walpole, wie ich oft genug sehen konnte, wenn die Wärterin ihn badete."

„Der Bösewicht sagt die Wahrheit, Goddam!" fluchte der Fremde.

„Kurz, über diesen Punkt ist kein Zweifel", fuhr Adam fort. „Wir haben es einzig mit der Frage zu thun . . ."

Den Fremden überlief's. Er lehnte sich an die Wand und schnappte nach Luft. „Mein Lieblingssohn!" seufzte er.

„Hilf Gott, was ficht Euch an," rief Adam erschrocken. Aber der Fremde stieß ihn unsanft von sich und sagte rauh: „Geht, geht, ich brauche Euch nicht. Ich will nach Hause. Eure Londoner Abendluft sagt mir nicht zu. Ich werde mit meinem Bischof sprechen und Euch schriftlich Bescheid geben." — Er raffte sich auf, schritt hastig seiner Portechaise zu, und — stieß an der Ecke des Gäßchens so heftig gegen einen jungen Mann, daß die Beiden sich fast überrannten.

„Goddam!" fluchten sie aus einem Munde gegen einander, aber indem Jeder die Stimme des Andern erkannte, prallten sie zurück und sahen sich staunend im Dunkeln an.

„Ah siehe da," rief der Aeltere, „das ist ja Sir Eduard auf seinen verbotenen Wegen! Sonst hieß es Pall Mall, jetzt heißt es Finchlane."

„Ihr seid es, mein Vater?" rief der Jüngere. „Wie kommt Ihr in dieses Gäßchen?"

„Ich habe meine Tochter besucht," antwortete Sir Robert Walpole, — denn es soll nicht mehr verhehlt sein, wer das Inkognito dieses Besuches war.

„Eure Tochter?" rief Eduard. „Welch ein grausamer Scherz!"

Verwirrt corrigirte sich Robert Walpole. „Meine Schwiegertochter, wollte ich sagen, meine künftige Schwiegertochter."

„Was?!" jauchzte der junge Mann; „Ihr gebt sie mir?"

„Nein, ich gebe sie nicht," sagte der Minister, — „Du mußt sie nehmen." Er faßte seinen Sohn unter'm Arm und indem er um die Ecke auf das bequemere Trottoir nach Cornhill hinausbog, fuhr er fort; „Höre mich an, Ned. Der große Robert Walpole ist nicht der Narr, daß er das Märchen vom „reinen Blut" unserer Stammbäume für baare Münze nimmt. Das ist Nebel und Mondschein! Ich weiß das so gut wie du und vielleicht — noch ein wenig besser. Auch verkennen die Menschen ihre eigene Würde, wenn sie auf die Race des Blutes pochen, als wären sie Merinoschafe oder arabische Pferde. Das arme dumme Vieh braucht die Race des Blutes, es hat nichts Anderes. Aber des Menschen Geburtsadel ist Unsinn, sein reeller Adel ist der Erziehungsadel. Du könntest der Sohn meines Kammerdieners sein und wärst doch ein Gentleman, denn du bist zu einem solchen erzogen. Miß Olivia Clement könnte die Tochter des größten Lords sein und wäre doch eine Ladendienerin, denn dazu hat man sie abgerichtet. Uebrigens ist sie noch jung und fähig genug, daß man sie auch zur Lady machen kann, — und das ist ihre Chance. Jedoch begreifst Du, daß ich dazu nicht öffentlich zustimmen darf. Wenn wir Zwei über „das reine Blut" gescheidter denken, als die Merinoschafe und die arabischen Pferde, so ist damit nicht gesagt, daß wir den ganzen Viehstapel vom Westend gegen uns aufwiegeln dürfen. Er glaubt nun einmal an sein reines Blut, und diese Lüge ist so gut wie Wahrheit. Wenn Pilatus gefragt hat: was ist Wahrheit? so antwortete der große Robert Walpole: Wahrheit ist, was Alle mit Uebereinstimmung lügen! Es bleibt also nach wie vor unmöglich, daß ein Lordkanzler von England seinen Sohn öffentlich mit einer Ladenmamsell verheirathet. Wenn es der Sohn selbst thut und im Geheimen, so ist das was Anders. Die Dehors sind geschont, und — der Schmied in Gretna-Green will auch leben."

„Vater!" rief der junge Walpole, indem er die Hand des Alten feurig an den Mund führte; der aber sagte: „Halt's Maul, mach kein Aufsehen. Von Gretna Green gehst Du nach Italien und lebst in äußerster Dürftigkeit. Ich ziehe meine Hand ganz von Dir ab." — Er zog seine Brieftasche und setzte hinzu: „Da hast Du zehntausend Pfund, Ned, damit Du diese Hand ein bischen entbehren kannst. Laut mußt du sagen, du borgest von Wucherern. Das treiben wir so — zwei, drei Jahre. Die Engländer in Rom und hier zu Hause sollen inzwischen wacker hin und her arbeiten, um Vater und Sohn auszusöhnen. Ich werde unbeugsam sein! Ich werde ein harter Schädel sein! Ich hoffe, Du verzweifelst mir öfter als Einmal mit großer Geschicklichkeit. Deinem Weibchen vollends darfst Du nichts merken lassen. Sie soll es der Welt ganz aufrichtig vorseufzen: Ach zu unserm Glücke fehlt uns nichts mehr, als der Segen des Vaters. Inzwischen verträgt unsre Race Alles, nur nicht die Langweile. Das Ding fängt nachgerade an, langweilig zu werden, der Hof und das Westend brennen vor Neugierde, die schöne Frau des jungen Walpole zu sehen. Apropos, das Kind ist eine Perle! Kurz, eines

Tags zwingt mich der Hof und der Adel selbst, meine Schwiegertochter vorzustellen. Da öffne ich ihr endlich meine hartherzigen Vaterarme, und — eine Komödie der haute volée war wieder einmal gut durchgespielt. Aber jetzt packe Dich. Mein väterlicher Fluch folgt Dir nach, — ein schöner, stattlicher Fluch, der in Großbrittanien und Irland den gehörigen Lärm machen soll!"

Der alte Herr riß sich los und verschwand eiligst in seine Portechaise. Eduard sah ihm nach, — und hätte er nicht eine Wirklichkeit von zehntausend Pfund in der Hand gehabt, er hätte geglaubt, das Alles war nur ein gaukelnder, romanhafter Traum.

Im nächsten Augenblick lag er zu den Füßen seiner Olivia.

„Eduard!" schrie das Mädchen, und es war wirklich ein Schrei, denn sie erschrack, wie die Thür aufflog und das Namenlose über sie hereinstürmte. „Eduard! mein Eduard!" rief sie, und — jedes andere Wort versagte ihr. Das Paar sank sich einander zu und vier Arme zerdrückten und vier Lippen zerküßten sich und Eltern und Geschwister und Gott und Welt durften Zeuge sein. —

Eduard war vom Maler Reynold fortgeeilt mit der zornigen Absicht, auf und davon zu gehen. Nach vier Tagen kehrte er aber wieder nach London zurück. Es war sein Vorsatz, spornstreichs zu seinem Vater zu fahren und ihm anzukündigen, daß er den Gesandtschaftsposten für Portugal anzutreten bereit sei, ein Projekt, wofür ihn der Vater schon längst einzunehmen gesucht, um ihn auf gute Art aus London und aus der Nähe des goldenen Engels zu schaffen. Inzwischen hatte sich das Unglück von Clementlane auch über jenes Stadtviertel hinaus und namentlich bei der Kutscherzunft verbreitet, denn als sich Sir Eduard in das nächste Cab warf, um seine verhängnißvolle Fahrt nach St. James d. h. nach Portugal zu machen, plauderte ihm der Cabkutscher, ein redseliger Irländer, von dem Unglück seines Collegen vor und wie das schöne Mädchen mit den goldenen Haaren dabei — eine Nebenfigur spielte. Da ahnte Sir Eduard bald, daß das Unglück des Cabkutschers ihn, den Sohn des Lordkanzlers, betroffen. Reue — Begeisterung — Umkehr — und er liegt inbrünstiger als je zu den Füßen seines goldenen Engels, dem er das Alles in stammelnder Seligkeit vorsprudelt.

Eduard entfernte sich bald wieder, denn es war Nacht. Was bedurfte es mehr? Er hatte sich und seiner Geliebten in einer Minute das Glück eines Lebens gebracht, und Gretna-Green konnte nicht mehr zum zweiten Male mißglücken. So jauchzte er fort.

Desto übler befanden sich aber Herr und Frau Clement, welche diese Geschwisterliebe jetzt mit eigenen Augen gesehen. Ein schwerer Alp lag auf ihnen, als sie dieselbige Nacht in ihrem Bette lagen. Unter Seufzen und Aechzen ihrer Gewissenssorgen schliefen sie ein und alsbald fing der Traum, dieser groteske Buchhalter der Wirklichkeit an, mit seinen Rechnungen sie zu beunruhigen. Um die Wette lamentirten sie über die bevorstehende Geschwisterehe und weckten sich wechselseitig auf damit. Da ging ein Fragen an — „woher weißt Du?" — „wer hat Dir gesagt?" — und Jedes verwunderte sich über dieselbe Frage im Munde des Andern. Vertuschen ließ sich jetzt nichts mehr. Es blieb den Eheleuten nichts übrig, als zu dem Lichte der Welt, welches Miß Olivia Clement und Sir Eduard Walpole vor Jahren erblickt, nachträglich noch ein Licht zum Privatgebrauch sich anzustecken und beim Scheine desselben die dunklen Wege der Vorsehung zu beleuchten. Bei dieser merkwürdigen, aber für die jetzige Lage höchst zeitgemäßen Entdeckung purzelte der Alp, der sie Beide gedrückt hatte, kugelrund vom Ehebette herab und war todt — just darum todt, weil er so doppellebig gewesen! Gewiß ein wunderlicher

Casus! Die Eheleute lachten sich halb toll über die Comödie des „reinen Blutes," bei welcher sie mitgespielt, aber von ganzem Herzen sprachen sie jetzt ihren elterlichen Segen zu dem Bette des goldenen Engels hinüber!

Olivia genas seit dem Besuche ihres Geliebten doppelt schnell und war nach acht Tagen — in Gretna-Green. Nach einem Jahre gebar sie ihren ersten Lord in Florenz, nach einem zweiten eine Lady in Rom, aber schon am Schlusse dieses zweiten Jahres war die verabredete Comödie zu Ende, denn es kam Alles, wie Sir Robert Walpole es vorausgesagt.

Der Hof von St. James paradonirte die Romantik dieser Mesalliance und die „Exclusivs" vom Westend lechzten förmlich nach der berühmten Schönheit des goldenen Engels. Ja, sie vertragen Alles, nur nicht die Langweile! Sir Robert Walpole, der alte Staatsfuchs, lachte sich ins Fäustchen wie schön er — an seinen eigenen unsichtbaren Fäden bearbeitet wurde. Endlich gab er nach. Es war ein großartiger Augenblick, als der Staatsminister seine bürgerliche Schwiegertochter bei Hof vorstellte und ihr den väterlichen Kuß auf die Stirne drückte, — einen Kuß, von welchem kein Mensch ahnte, wie sehr er väterlich war! Die junge Frau aber staunte verwirrt den großen Herrn an, — und suchte irgend ein vergessenes Bild in ihrer Erinnerung. Auch erklärte ihr später der Staatskanzler — den Pfarrer aus Lincolnshire; aber mehr erklärte er ihr nicht.

Nach der offiziellen Vorstellung sagte Sir Robert zu Sir Eduard privatim: „Du hast wacker geschwiegen, mein Junge; sie war so ehrlich-gerührt und dankbar bei meinem Segen, daß man deutlich sah, sie spielt die Comödie nicht selbst, die ihr mitgespielt worden. Aber das beste zu unsrer frühen Aussöhnung haben doch deine Zwei kleinen Italiener gethan, die mir so rasch über den Hals kamen. Prächtige Kinder."

Wer die Privatgeschichten Englands kennt, der weiß, daß Lady Walpole, einstige Miß Olivia Clement und Ladenmamsell auf Pall Mall, noch vieler Söhne und Töchter Mutter wurde. Eine der letzteren trat sogar durch Heirath mit einem Herzog von Glocester in nahe und direkte Verwandtschaft zu dem herrschenden Königshause von England, so daß sie das Dogma vom „reinen Blute," welches ihre schöne Mutter so neckisch zu illustriren angefangen, bis in die höchsten Sphären hinauf zu illustriren fortfuhr. Aber — wer möchte den Stammbäumen dieser Sphären so scharf auf die Wurzeln sehen? Es hieße die Sterne am Himmel und den Sand am Meere zählen! Wir konnten uns füglich genügen lassen, aus tausenden eine Geschichte zu wählen, um diesen aristokratischen Glaubensartikel den blinden Heiden zu predigen. Sie sind mitunter sehr schlimm, diese Geschichten; wir wählten, schmeicheln wir uns, eine der unschuldigsten und vor allem — der drolligsten. Denn nicht bald dürfte der kleine blinde Amor mit Menschenherzen und Grafenkronen ein so muthwilliges Doppelspiel getrieben haben! Es erinnert an die glänzendsten Zeiten seiner olympischen Herrschaft, wo seine Heldenthaten noch ein Ovid verewigte und nicht eine so schwache Feder wie die unsrige.

Aber — was sagte der siebzehnjährige Lehrling von der Droguenhandlung zu dieser ganzen Geschichte? Wir wollen nicht hoffen, daß er in die Themse gesprungen ist, oder einen tragischen Theaterdolch gezuckt hat. In der That enthielt er sich solcher Narrheiten. Die Entdeckung, daß er sich zum Nebenbuhler eines Walpole aufgeworfen, beschämte ihn mächtig. Sie beleuchtete ihm grell und tief das Kindische seines Zustandes; aber hochgemuth wie der Mannknabe war, zeitigte diese erste jugendliche Krisis seinen ganzen Charakter. Er entpuppte sich rasch zum Lebenspraktiker Er etablirte sich wirklich mit seinen tausend Pfund von der Bischofsbeute, war mit zwanzig Jahren ein fertiger Kauf-

mann und heirathete mit vierundzwanzig die kleine Maudlin, die jüngere Schwester Oliviens, welche, zwar nicht im Genre des goldenen Engels, aber eines der hübschesten Mädchen geworden. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo er mit Schwägerin Walpole die definitive Versorgung Vater Adams, vulgo Meister Chamäleons verabredete. Diesen Mann zu versorgen war schwer. Mit Geld wußte er nicht umzugehen, und Dienste und Aemter hielt er auf die Länge nicht aus. Richard nahm ihn also scheineshalber zum Compagnon an. Er schickte ihn auf Reisen, die nicht nöthig waren, ließ ihn Geschäfte machen, die er zuvor schon ins Reine gebracht und sorgte nur für das Eine: daß er ihm bloß im Kleinen schadete, wenn er ihm im Großen nichts nützte. In dieser Scheinwelt voll Bewegung und Wechsel war Meister Chamäleon ganz wie zu Hause. Richard zahlte ihm sein Taschengeld in der schmeichelhaften Form von „Geschäftsantheilen"; was er ab und zu verpfuschte, ersetzte Lady Walpole, der gute Adam aber hielt sich für die Seele der Firma in die er verliebt war, wie in eine schlaue Kokette, die — einen Andern erhört. Kurz, es war die wunderlichste Compagnie eines alten Kindes und eines jungen Praktikers.

Daß unsere Geschichte glücklich und ohne das Opfer eines Menschenlebens sich endet, hatte Olivia allerdings mit ihrer Arm- und Kopfwunde bezahlt. Der unglückliche Pfarrvikar, der sich aus dem Fenster gestürzt, kam nämlich nur dadurch mit dem Leben davon, daß er auf Oliviens Wagenpferd gefallen, wodurch diese und ihr Kutscher freilich zu Mitleidenden geworden, für den Stürzenden dagegen die gefährlichste Heftigkeit des Falles gebrochen wurde. Es gelang, ihn zu retten. Zwar bedurften die Verletzungen seines schwachen, vom Alter und Seelenleiden entkräfteten Körpers einer langen und sorgfältigen Pflege bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung. Mehr als eine Badekur wurde versucht, und ohne die Hand eines edlen Gönners wäre er wohl verloren gewesen. Aber . . . Sir Eduard Walpole unterstützte den Mann mit wahrhaft englischer Großmuth und versorgte ihn zuletzt, da er als Geistlicher unmöglich geworden, auf einem seiner Güter als Aufseher.

Aber wir hatten Unrecht zu sagen, unsere Geschichte habe kein Menschenleben gekostet. Das that sie doch. Dr. Tippleton, der unbarmherzige Bischof, war in einem fürchterlichen Zustande, als er sich um die schwere Summe von zweitausend Pfund so sinnreich gebüßt sah. Es war ihm, als dürfe er künftig nur noch von Wasser und Brod leben. Eine entsetzliche Krisis! Da plötzlich kam ihm ein Strahl von oben. Er erinnerte sich, daß er allzeit offene Tafel bei Sir Hugh Smithson habe, jenem Kutschersenkel, welcher durch eine Heirath zum Grafen von Northhumberland succedirt war. An diesen Stab hielt er sich jetzt. Es war das erste Fünkchen von Lebenslust, das die faule Lymphe des Prassers wieder erwärmte. Mit Sehnsucht zählte er die Minuten zum Abendempfang. Er war beim Souper des gastfreien Lords heute der erste Gast und auch noch der letzte. Aber leider beflis er sich in Speise und Trank eines so hündischen Uebermaßes, daß er Nachts in seinem Bette buchstäblich platzte. Man fand ihn morgens als Leiche. —

Der Elephant.

Eine indische Fabel

von Hans Herrig.

Vor Zeiten lag im Inderland,
Nicht fern vom heilgen Gangesstrand,
Ein Dorf, wie's nirgend sonst zu finden,
Bewohnt allein von armen Blinden;
Und Jeder, der des Weges kam
Ein tiefes Mitleid mit sich nahm,
Daß dort kein Aug' den Glanz der Sonne
Gekostet und des Lichtes Wonne.
Sie selber hatten deß nicht Harm,
Denn niemals fühlt ein Mensch sich arm,
Entbehrt er, was er nie besessen,
Nur eine Kunst ist schwer: Vergessen ....
Einst kam es, daß mit schwerem Tritt
Ein Elephant das Dorf durchschritt,
Hielt mitten ein in seinem Traben,
Weil es der Führer wollt' so haben,
Zu letzen seinen durstgen Mund,
Von Wegestaub und Hitze wund.
Da war gar bald ein ganzer Haufen
Des blinden Volks hinzugelaufen.
Die frugen ihn, wie's denn bestellt
Sei draußen in der großen Welt,
Auch was im Weg da mitten stünde.
Der Führer, der am Brunnen trank,
Sprach: „Alles geht den alten Gang —
Ihr aber, Leute, seid wohl Blinde,
Daß ihr so drängt — seid doch gelassen,
Sonst wird der Elephant euch fassen."
Den Blinden war das schlechte Lehr',
Denn Keiner wußte deshalb mehr,
Weil sie den Namen selbst nicht kannten
Des fremden Thiers, des Elephanten,
Das niemals durch ihr Dorf gekommen,
Von dem sie nie zuvor vernommen.
So drängt' erst recht sich Jeder nah,
Zu tasten das, was er nicht sah;
Doch als den Rüssel einer packte,
Da war der Elephant geschwind,
Hub hoch ihn, wie ein kleines Kind,
Daß jede Rippe laut ihm knackte;
Der Aermste rief gar herzensbange:
„Die fürchterliche Riesenschlange!"
Ein Andrer, dessen Hand das Bein
Des Thiers berührte, sprach: „Dein Schrein
Zeigt, daß du sinnlos bist geworden;
Wie soll dich eine Schlange morden,
Es wäre denn in deinem Traum?
Das hier ist ein Platanenbaum,
Mit säulengradem, borkgem Stamme!"
Da schrie der Dritte: „Deiner Amme
Magst Du solch Mährchen vorerzählen. —
(Er hielt den Schwanz in seiner Hand) —,
Hast Du nur eine Spur Verstand,
Kannst Du die Wahrheit nicht verfehlen;
Des Thieres Schwanz hier, glatt und rund
Macht jedem Denkenden sie kund:
Allein von solcher Glätt' und Blöße
Hat ihn das Schwein; von Riesengröße
Ist freilich dieses, wie's der Aar
Des Wischnu unter Vögeln war."
Ein Vierter, der sich einen Lappen
Des Elephantenohrs erwischt,
Sprach: „Wie der kühle Hauch erfrischt
Von dieses Fächers Riesenklappen!"
So hatte Jeder seine Meinung:
Den Blinden ward das eine Thier
Zur hundertfältigen Erscheinung.
Der Führer rief: „O Thoren ihr!
Ihr faßt ihn doch an allen Ecken
Und könnt die Wahrheit nicht entdecken?
Ein einzig Thier ist's, stark und edel,
Mag's haben seinen Schwanz vom Schwein,
Braucht es die Ohren auch als Wedel,
Stark wie ein Baumstamm ist sein Bein;

Aus seinem Munde kommt die Schlange,
Die Dich umfaßt; doch sei nicht bange,
Sie hob dich, wie ein kleines Kind,
Ein Wort nur brauch ich ihr zu sagen,
Wird sie das Kind nicht länger tragen,
Und setzt Dich nieder sanft und lind."
Der Führer sprach's. Was half sein Wort?
Es sind die Blinden wie die Tauben,
Auch bei nicht Einem fand er Glauben.
Sie stritten heut' vielleicht noch fort,
Wär er nicht, als er sich gelabt,
Fürbaß auf seinem Thier getrabt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Wissenschaft der Empirie
Macht meistens es genau, wie die.
Sie hält die Welt am Bein, am Schwanze
Und schwört sofort, das sei das Ganze.
Da giebt's ein mannigfach Geschrei.
Der Philosoph, der steht dabei
Und will vom Irrthum sie bekehren:
„Erfaßt das Ganze!" Vergebnes Lehren!
Es hält sich Jeder an sein Theil .....
So laß ihm denn sein eigen Heil,
Laß ihn die Welt nach Lust sich deuten,
Und reise weiter zu sehenden Leuten.

Karl Gutzkow.

Ein literarischer Dialog
von
Johannes Scherr.

Am Abendtisch auf der „Schynigen Platte“ hatte ich die Bekanntschaft eines ältlichen Herrn gemacht, welcher sich bei näherem Zusehen als ein alter Bekannter darstellte. Denn nachdem wir uns gegenseitig auf einander besonnen, kam es heraus, daß wir uns im Jahre des Fluches, d. h. 1849, zuletzt gesehen. Und zwar zu Heidelberg an jenem Junitag, wo die deutsche Demokratie in Waffen einen ihrer letzten kleinen Erfolge errang: — der tapfere „Seidehannes“, sonst Mögling geheißen, warf die „Reichstruppen“, Hessen und Baiern, wieder aus Ladenburg hinaus und bewies dem Herrn General von Peucker, daß selbiger ein Reichsfeldherr von derselbigen Mache sei wie die Herren Reichsverweser, Reichsminister, Reichsprofessoren und alle die sonstigen „besten“ und „edelsten“ Männer von dazumal, die Gothaner-Väter der heutzutägigen Monopolisten des Reichspatriotismus, will sagen der Schmeißfliegen, welche sich zudringlich auf die Radspeichen des Reichswagens setzen und der Welt vorsummen, sie seien es, welche den Wagen in Bewegung gesetzt hätten und in Bewegung erhielten.

Wir saßen lange mitsammen auf. Wo sich nach langen Jahren so Zwei von 1848 wieder zusammenfinden, haben sie gar viele Erinnerungen an die Zeit des großen Exodus auszutauschen. Von ihren eigenen mehr oder weniger bunten und schweren Erlebnissen seither gar nicht zu reden. Die meinigen waren zahm und sanft, wenn auch nicht gerade süß gewesen, verglichen mit den wilden und so zu sagen borstigen, welche Herr Hanns Zackig durchzumachen gehabt hatte. Er war zu den Gegenfüßlern verschlagen worden, hatte in Tasmania etliche Jahre lang als ein Kollege des „göttlichen Sauhirten“ Eumäos amtirt und zwar keinen Homerum, wohl aber schließlich Herz und Hand der Erbtochter des Eigenthümers verschiedener Tausende von Borsten- und Klauenthieren gefunden. Also, wenn nicht nach englischem, so doch nach deutschem Maßstab ein reicher Mann geworden, hatte er sich nach dem Tode seines Schwiegerpapa's mit Kind und Kegel nach dem alten Europa aufgemacht, Willens, in seiner pfälzischen Heimat oder sonstwo im deutschen Reiche sich anzukaufen und fortan seines otii cum dignitate zu genießen. Hatte ihm aber, sagte er, weder unter den Ober- noch unter den Unter-Preußen gefallen und war er daher nach der Schweiz gegangen, um sich da nach einem passenden Heim umzusehen.

„Ober- und Unter-Preußen?“ Das machte mich stutzig. Es klang nicht ordonnanz-

mäßig und roch polizeiwidrig. Patrioten, wie sie im neuen Reich hofscharwenzeln und kratzfüßeln, hätten sicherlich einen „Reichsfeind" gewittert. Ich meinestheils nahm nach rasch wiedergewonnener Fassung meinen Gesellschafter so unbefangen, wie er sich gab. Der Mann war vor 1849 allerdings Professor an einer darm- oder kurhessischen Universität gewesen; aber man konnte es ihm billiger Weise nicht verübeln, daß er unter der australischen Sonne seine Professorlichkeit verschwitzt hatte. Auch dürfte es zu entschuldigen sein, daß ein Mensch, der erst vor Jahresfrist von den Antipoden gekommen war, sich gewissermaßen antipodisch ausdrückte, d. h. nicht ganz der Konvenienz und Korrektheit gemäß, wie die Berliner und Leipziger Orthographie sie jedem vorschreibt, welcher die Ehre hat, ein Reichsbürger nach Ordonnanzmaß zu sein. Freilich fühlte ich mich in meinem Gewissen nicht wenig beunruhigt, als ich merkte, mit was für einem politischen und ästhetischen Ketzer ich mich eingelassen hätte. Indessen, da ich ja kein Parteihöriger bin, so erlaubten mir meine Mittel schon einen solchen Exceß. Zudem setzt man sich in einem freien Lande und nahezu 6000 Fuß hoch über dem Mittelmeer über manche Bedenken hinweg, die ja in einem Miltärstaat und in den Flachgegenden von Leipzig oder Berlin nicht ganz ohne sein mögen.

Das Berghôtel war angefüllt und wir mußten uns ein gemeinschaftliches Schlafzimmer gefallen lassen. Herr Zackig entschuldigte sich von wegen seiner Gewohnheit, vor dem Einschlafen noch ein Stündchen im Bette zu lesen. Zog also ein Buch aus seiner Reisetasche, legte sich zurecht und las, während ich mich in meinem Bette der Wand zukehrte und bald einschlief. Frühmorgens sodann, als wir unser Handgepäcke zurechtmachten, lag das Buch noch auf dem Tisch und ich nahm wahr, daß es ein Band der Gesammtausgabe von Gutzkows Werken.

Was lasen Sie denn gestern so eifrig? fragte ich.

„Den Maha Guru. Ich erinnerte mich, daß ich diese „Geschichte eines Gottes" vor etlichen dreißig Jahren mit Genuß und Wohlgefallen gelesen hatte, und nahm den Band mit auf die Reise."

Und wie steht es jetzt mit dem Wohlgefallen und Genuß?

„Wie dazumal."

Das ist eine kurze, aber, wie mir scheint, sehr anerkennende und dankbare Kritik.

„Das soll es auch sein."

Ein Buch, welches einem Studenten, nb. einem deutschen Studenten, wie er vor 40 Jahren war, gefiel und das dann nach so langer Zeit einem bemoosten Haupte noch ebenso gefällt, darf sich schon sehen lassen.

„Gewiß. Kümmere mich den Teufel um kritische Schulmeinungen und ästhetische Recepte, wissen Sie? Wenn man in der Welt herumgeworfelt worden und soviel gesehen und erlebt hat wie ich, pfeift man auf alle die Tifteleien gelehrtbornirter Stubenhockerei. Müßte daher meinen längst an die Wand gehängten Schulsack wieder herunternehmen und darin herumklauben, wollt' ich schulgerecht sagen, was alles mir an Gutzkow, dessen ältere und neuere Schriften ich im letzten Winter wieder oder zum erstenmal gelesen habe, so gefällt. Bin so frei, wie in allen andern Sachen, so auch in literarischen meine eigene Meinung zu haben, und da mein' ich nun, mein ausdauerndes Wohlgefallen an Gutzkow rühre hauptsächlich daher, daß ich in ihm einen der wenigen, sehr wenigen wirklich und wahrhaft unabhängigen Autoren kenne und ehre, welche Deutschland dermalen aufzuweisen hat." . . . .

Ein halbe Stunde darauf befanden wir uns auf dem Wege oder eigentlich Nichtwege zum Faulhorn, wohin von der Schynigen Platte zu wandern wir uns beim Frühstück rasch entschlossen hatten. Diese Wanderung dem Kamme des Gebirges entlang, welches zwischen dem Seethal von Brienz und den Thälern von Lauterbrunnen und Grindelwald aufsteigt und im Faulhorn gipfelt, ist etwas lang und stellenweise auch ein bißchen mühsälig, aber prächtig. Schon darum, weil der Weg oder, wie gesagt, eigentlich Nichtweg noch nicht von Touristenfüßen plattgetreten ist. Stundenlang auf und ab. Bald durch grüne Mattenmulden, bald durch malerische Schluchten, bald über wildzerrissenes Steingerölle, bald über kühnragende Felskegel hinweg. Jetzt wie völlig abgeschieden, abgemauert von der Welt, dann wieder plötzlich links hinab ein Blick in die Bläue des Brienzersees oder rechts hinauf die Schau auf die Jungfrau und die sie huldigend umstehenden Kolosse mit ihren Helmen von Firnschnee und ihren Harnischen von Gletschereis. Der Spätsommertag war herrlich, der Himmel wolkenlos, die Luft rein, still und von jener stählenden Frische, welche das Athmen zu einer Lust und das Wandern zu einer Wonne macht.

Lange schritten wir schweigend dahin, unserem von der Schynigen Platte nebst Mundvorrathskorb mitgenommenen Führer nach. In solchen Stunden und auf solchen Wegen hält der Mensch gern Einsprache bei sich selbst. Erst dann, als wir gegen Mittag zu unter einer Felswand Rast hielten und an Speise und Trank uns erquickten, kam das Gespräch wieder in lebhafteren Gang.

„Welche Gegensätze“ — rief Herr Zackig aus, „diese Gebirgswelt und die Welt australischer Wälder und Steppen! Und doch im Grunde dieselben Eindrücke hier und dort. Die Natur wirkt, sobald man sich mit ihr recht ins Einvernehmen gesetzt hat, allüberall beschwichtigend und tröstend, klärend und erhebend. So spürt man auch in allem Guten und Großen, was unser Volk geschaffen, ihr Weben und Wehen. Die Deutschen sind Naturkneipanten gewesen vom Urbeginn an.“

Der Satz läßt sich, scheint mir, auch auf unsere Literatur anwenden, die nicht wie die französische ein Produkt der Gesellschaft, sondern wesentlich ein Produkt der deutschen Natur ist.

„Gewiß. Wenigstens in ihren höchsten Wollungen und besten Vollbringungen. Denn alle die unsern großen Schriftstellern von Naturgnaden innewohnende Genialität und Energie vermochte gegen das Jammersal der politischen und socialen Zustände unseres Landes keineswegs immer aufzukommen. Im Gegentheil! Dieses Jammersal widert uns aus der Geschichte unserer Literatur nur allzusehr und allzuhäufig an.“

Ich verstehe. Auch Sie überkommt jenes zornige Mitleid, welches man empfinden muß beim Anblick von allen den Miserabilitäten, inmitten welcher unser Lessing, Göthe und Schiller sich abquälen mußten.

„Ja. Solche Riesen, gezwungen, in solchen Schachteln zu wohnen! Einen Nathan schreiben können und in der feuchten Wolfenbüttler Bücherei wie ein Tagelöhner handiren und schanzen müssen, um jährlich 300 Thaler zu verdienen und einen vorzeitigen Tod einzuathmen. Den Sonnensang von den Künstlern dichten, den Wallenstein schaffen und der Küche das Geld abzwacken müssen, um die Apotheke bezahlen zu können. Den Faust unter der Schädeldecke tragen und flachsenfingischer Minister sein. Welche Summe von Elend!“

Nur allzuwahr. Dieses Elend hat es ja auch verschuldet, daß der kühnste dichterische

Wurf, welcher unternommen worden, seit es eine Poesie giebt, eben der Göthe'sche Faust, nicht zum Ziele gelangt ist.

„Leider! In den Faustmonologen, in den Gretchenscenen, in dem Kerkerfinale — Tragischeres ward nie ersonnen, Erschütternderes nie gedichtet — da geht der Odem Gottes und weht der Hauch der Ewigkeit. Aber nun der sogenannte zweite Theil! Den hat — eleleu! otototoi! — eben der flachsenfingische Minister Herr von Göthe Excellenz aus tausend und wieder tausend mythologischen, allegorischen, symbolischen und was weiß ich noch sonst für Einfällen, Grillen, Schrullen und Marotten, Schnitzelchen, Fädchen, Flöcklein und Läpplein mühsäligst zusammengeflickt und zusammengeleimt. Die langweiligste Schnurrpfeiferei von A bis Z!"

Um Gotteswillen, wenn uns der Herr Düntzer oder sonst einer der Göthomanen hörte! Ich würde ja, weil mit Ihnen gegangen, auch mit Ihnen gehangen.

„Ach, was! Jeder unbefangene Leser urtheilt über „der Tragödie zweiten Theil" gerade so wie ich. Die Leute haben, gemäß der ganzen Verlogenheit unserer gesellschaftlichen und literarischen Konvenienz, nur nicht den Muth, freisam zu sagen, daß ihnen dieses Sammelsurium von widerspruchsvollen, mitunter ganz kindischen Motiven, von romantisirender Klassik und klassicirender Romantik, von fader Räthselei und überflüssigem Blindekuhspiel, dieser steifleinene Karneval und frostige Maskenzug, welchen der Dichter, weil doch alles mal ein Ende haben muß, schließlich ein kraßkatholisches Mysterienballet tanzen läßt, gähnende Langeweile erregt habe, so sie nämlich überhaupt sich überwunden, mehr als die zwei oder drei ersten Scenen zu lesen."

Aber Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß auch im zweiten Theil vom Faust der Genius Göthe's noch häufig sich offenbarte?

„Häufig? Nein. Mitunter noch? Ja. Und aber man kann auch an diesen sehr spärlich in der allegorischen Wüste verstreuten Oasen keine rechte Freude haben. Man merkt die Treibhausvegetation und wird verstimmt. Mir kommt vor, der alte Olympier von Weimar habe mit seinem zweiten Theil vom Faust nur eine großartige Mystifikation des lieben Publikums beabsichtigt. Denken Sie doch nur daran, daß er mit behaglichem Händereiben sich rühmte, so viel in dieses Opus „hineingeheimnißt" zu haben. Ein andermal forderte er seine Scholiasten ironisch auf, ihm da, wo sie ihn nicht auszulegen vermöchten, frischweg was unterzulegen. Ja, ja, der Alte hat neben dem Mystifikationshauptzweck auch noch den menschenfreundlichen Nebenzweck gehabt, einer ganzen Schaar von Kommentatoren Arbeit und Verdienst zu verschaffen."

Sitzet nicht, wo die Spötter sitzen! sagt der Psalmist.

„Fällt mir nicht ein, zu spotten. Spreche in vollem Ernst. Im übrigen müssen wir eben den zweiten Theil vom Faust, wie noch manche andere göthe'sche Unerquicklichkeit, auf die flachsenfingische Excellenz zurückführen. Du lieber Gott, wenn man diese Welt von deutscher Kleinstaaterei, Krähwinkelei und Philisterei aller Art ansieht, in welcher unsere Kulturhelden lebten, so muß man erstaunen, daß die Lessing und Herder, die Wieland, Göthe und Schiller überhaupt werden konnten, was sie wurden. Um dieses Resultat zu erreichen, mußte sich in diesen erlauchten Menschen mit einer Fülle von Genie die höchste Willenskraft, die rastloseste Arbeitslust verbinden. Aber da ihrem Denken und Dichten die feste Basis, die gesunde Atmosphäre eines nationalen Staates abging, was blieb ihnen, wenn sie ihren Genius von der sie umgebenden Jämmerlichkeit lösen wollten, anderes übrig, als in das Wolkenkukuksheim der Kosmopolitik empor

zu flüchten? Ich verkenne nicht, daß gerade diese Flucht aus der Wirklichkeit unserer Literatur jene weltweite Spannung gegeben hat, welche sie vor allen übrigen auszeichnet. Aber hier lag doch auch, vollends für eine Natur wie Göthe, allzu nahe die Verlockung, sein eigen Land und Volk ganz beiseite liegen zu lassen, um sich in der Region des abstrakten Kunstdusels anzusiedeln."

Und ein Gewächs dieser Gegend ist der zweite Theil vom Faust, wollen Sie sagen?

„Ja, aber das Wort Gewächs paßt nicht, sondern ist durch das Wort Machwerk zu ersetzen. Das Ding ist ja so recht ein Tächtel-Mächtel. Ganz aus der abstrakten Kunstduselsphäre ist Göthe nur noch einmal herausgetreten, als er Hermann und Dorothea schuf. Was aber aus dem Schöpfer des Werther, Götz, Egmont, Faust (I. Thl.) und der Iphigenie, was aus dem Dichter der Göthe'schen Lieder, Balladen und Hymnen in jener Region nachgerade geworden, das zeigte in erschreckender Weise „Des Epimenides Erwachen." Es ist doch eine traurige Thatsache, daß unser größter Dichter seiner Nation nach ihrem Erwachen im Jahre 1813 nichts Besseres zu bieten wußte als diese frosthauchende mythologisch-allegorische Fratze."

Dem kann und mag ich nicht widersprechen.

„Natürlich. Wer kann und mag es, wenn nicht ein Göthenarr in Großfolio? Höchlich ist auch, meines Erachtens, zu beklagen, daß sich Schiller von seinem olympischen Freunde in das Kunstdusellaboratorium hineinziehen und darin zu so unersprießlichen Experimenten verleiten ließ, wie „Die Braut von Messina" eins war. Nachdem er kaum angefangen hatte, sich wieder auf sich selbst zu besinnen und auf sich selbst zu stellen — wie die Rütliscene im Tell und einiges im Demetrius herrlich ankündigten — starb er. Ja, es ist doch, alles in allem genommen, ein helles Wunder, daß unsere Literatur aller nur denkbaren Ungunst der Verhältnisse zum Trotz geworden ist, was sie wurde ...."

Wir nahmen unsere Wanderung wieder auf und im Weitergehen sagte ich: Wenn ich Sie vorhin recht verstand, lieber Zackig, halten Sie die ganze Literaturtendenz, auf welche Göthe in seiner späteren Zeit, ja wohl schon von der italischen Reise an, mehr und mehr hindrängte und welche man als „modernes Griechenthum" zu bezeichnen pflegt, für ein Unglück, nicht?

„Allerdings. Die ganze Griechelei war doch nur eine Künstelei. Selbst bei Göthe und Schiller. Nur bei einem deutschen Poeten hat sie sich allenfalls wie Natur ausgenommen."

Beim Hölderlin?

„Ja, und darum ist er auch darüber verrückt geworden. Er hatte das Land der Griechen mit der Seele nicht nur gesucht, sondern auch gefunden, und konnte doch nicht aus seiner deutschen Haut heraus. Das übernahm ihn. Hat doch das moderne Griechenthum, wie Sie das Ding nennen — ich meinerseits nenne es falsche Idealität — zur damaligen Zeit auch andere Leute zu Grunde gerichtet und nicht allein auf dem literarischen, sondern auch auf dem politischen Gebiete Schaden und Unheil angestiftet. Denken Sie nur an die armen griechelnden Wolkenwandler von Girondisten."

Bei so bewandten Umständen müssen Sie höchlich erbaut sein von der Wendung, welche die deutsche Literatur in unsern Tagen genommen hat.

„Erbaut? Wie so?"

Nun, wir leben ja jetzt in dem Zeitalter des hochgelobten Realismus.

„Sie wollen sagen in einer Zeit, wo es Narren gibt, welche breitschwatzschweifig

behaupten, die wahre und zeitgemäße Poesie sei ein aus Worten konstruirter photographischer Apparat, und andere Narren, welche das glauben?"

So ungefähr meint' ich es, ja.

„Und wenn der Apparat noch ehrlich arbeitete! Aber das thut er ja gar nicht. Er reflektirt nur künstlich zurechtgemachte und kokett gruppirte Bilder, wobei es, je nach dem Coteriebedarf darauf abgesehen ist, der Junkerei oder der Jobberei, dem Geldprozenthum oder dem Kathederzopf zu hofiren. Dabei ein ideenarmes und gefühlverlassenes Schablonenwesen, eine Freimaurerei der Mittelmäßigkeit, welche jeden ursprünglichen Ton, jeden eigenwüchsigen Gedanken, jeden eigenartigen Ausdruck verpönt und verfemt und die theetischfähige Prosa der eigenen Gewöhnlichkeit einem mehr oder weniger einfältigen Publikum als die richtige, der bekannten richtigen Realpolitik ganz entsprechende Realpoesie aufschwatzt."

Sehr wahr. Gesetzt aber auch, diese angebliche Realpoesie wäre eine wirkliche, dieser falsche Realismus ein wahrer, gesetzt, der photographische Apparat reflektirte thatsächlich das Leben, ganz genau, wie es ist, getreu bis zu jeder Falte oder Warze herab, würden Sie das für Poesie halten?

„Bewahre! So wenig, als ich einen beliebigen Menschen, welcher einem andern einen Spiegel vorhält mit den Worten: Sieh, da realisir' ich dein Porträt! — für einen Maler halte. Der falsche Idealismus, von welchem wir vorhin sprachen, beging den Fehler, jedem und allem, namentlich allem Nationalen den Leib ab- und ausziehen zu wollen, um es zum Schweben in einer exclusiven Kunstsphäre zu befähigen. Der bornirte Materialismus von heute dagegen tadelt es an der jetzo modischen Holländerei, daß man ihre gemalten oder beschriebenen Düngerhaufen nicht auch noch rieche, geht in breitspurigem Hundetrab auf dem Hegel'schen „„Alles, was wirklich, ist vernünftig"" — einher und glaubt wunder was zu sein und zu leisten, wenn er sich den Anschein gibt, gänzlich vergessen zu haben, daß die ewige Aufgabe der Poesie, wie aller Kunst, war, ist und sein wird, dem Realen das ideale Gepräge zu geben."

Fügen Sie hinzu, daß unsere Herren Realisten vor lauter Realismus ganz unfähig geworden sind, jene andere — übrigens aus der ersten logisch folgende — Aufgabe der Poesie, wie aller Kunst, auch nur zu fassen, geschweige zu lösen, die Aufgabe, den Menschen von der „Angst des Irdischen" zu befreien, seine Seele vom Schmutz und Staub des Werktagslebens rein zu baden und ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß seine Bestimmung doch nicht darin aufgehe, „des Nutzens grobem Dienst verkauft zu sein."

„Ja, das ist es! Darum erregen die mancherlei realpoetischen Experimente unserer Tage nur das flüchtige Interesse von Tagesmoden, darum hinterlassen sie im Gemüthe des Lesers nur Oede und Leere. Mehr oder weniger lautes Eintagsfliegengesumme, das ist alles, obzwar die liebe Kameradschaft krampfhafte Anstrengungen macht, das Fliegengesumme zum Orgelkoncert oder gar zum Donnerwetter aufzutrompeten und aufzupauken.

Lassen wir sie trompeten und pauken. Nach zwanzig oder schon nach zehn Jahren spricht von den angeblichen Orgelkoncerten oder angeblicheren Donnerwettern kein Mensch mehr oder höchstens noch so, wie man heutzutage vom Don Quijote Fouqué und seinem Sancho Pansa, dem Grafen von Löben, spricht. Keinem jungen Menschen von heute wird es nach dreißig oder nach vierzig Jahren einfallen, eins der von der Kameradschaft klassisch gesprochenen Bücher unserer sogenannten Realpoeten wieder vorzunehmen,

und falls einer diesen Einfall hätte, würde es ihm sicherlich nicht ergehen, wie es Ihnen mit dem „Maha Guru“ ergangen ist.

„Natürlich. Denn nicht allein ist Gutzkow ein Autor von echtem und dauerhaftem Metall, sondern er hat es auch stets unter sich erachtet, ein Modepoet sein zu wollen, den augenblicklichen Stimmungen zu schmeicheln und den Gewalten des Tages zu Hofe zu reiten. Seit vierzig Jahren ist in Deutschland kein zweiter Schriftsteller aufgestanden, welcher so mit Kopf und Herz in und mit seiner Zeit gelebt und gestrebt hätte wie Gutzkow, dessen tüchtige und vielseitige Bildung ihn befähigte, alle die tausend Fäden des Gewirkes auf dem Webstuhl der Zeit zu kennen und zu nennen, ihr Wesen zu werthen und sie allesammt zu nationallitterarischem Ausdruck zusammenzufassen. Mit offenem und scharfem Auge hat er das Wirkliche angesehen, aber er hat sich daran nicht so kurzsichtig gesehen, daß er den Blick auf das Ewige eingebüßt hätte. Sein Dichten, seine ganze schriftstellerische Thätigkeit trägt die Signatur des Idealismus, aber eines mit realen Anschauungen gesättigten Idealismus. Er gesteht der Materie ihre Berechtigung zu, aber kein Monopol, kein Privilegium. Auch er ist Realist, insofern er Menschen und Dinge sieht und malt, wie sie sind; aber er läßt das Centralsonnenlicht der Idee auf sie fallen. Er zeigt, daß die wirkliche Welt dieses aus der idealen herblitzenden Lichtes bedürfe, um nicht ein träger und kalter Kloß zu sein. Dieses Verfahren, mein' ich, ist es gerade, was den schaffenden Künstler vom photographirenden Mechaniker unterscheidet.“

Es thut mir ordentlich wohl, Sie so anerkennend von Gutzkow reden zu hören, lieber Freund. Denn auch mir ist dieser Autor von lange her als sehr achtungswürdig erschienen und ich bin von Zeit zu Zeit immer wieder zur Lesung seiner Werke zurückgekehrt. Diese sind ihrer Makel und Mängel ungeachtet ein höchst werthvoller nationallitterarischer Spiegel der Epoche. Ich meine der Zeit von 1830 bis heute. Alle Erscheinungen und Begegnisse derselben hat Gutzkows Autorschaft kenntnißreich und theilnahmevoll begleitet, ich möchte sagen wie der mitfühlende und mitredende Chor im griechischen Drama, aber zugleich als ein rastloser Vorkämpfer der Sache der Vernunft, der Freiheit und des Vaterlandes.

„Welcher Vorkampf zu unserer Zeit weder eine so leichte noch eine so lohnende Sache war wie heutzutage.“

Ja wohl! Heutzutage, wo der Liberalismus hoffähig geworden, obzwar vorerst noch auf den Hintertreppenzugang verwiesen, und wo ein gelinder Reichschauvinismus, soweit er höheren Ortes „opportun,“ ein Panisbrief ist, wissen nur wir Leute von der älteren Generation noch, was es früher heißen wollte, in den Reihen der patriotischen Opposition zu stehen und unter der Vorschrittsfahne zu fechten. Bei Gutzkow kam noch das Erschwerende hinzu, daß er, wie jeder oppositionelle Schriftsteller dannzumal, von seiner Feder leben mußte — ein Umstand, welcher bekanntlich vollauf geeignet ist, den deutschen Autor die himmlischen nicht nur, sondern auch die höllischen Mächte ganz anders kennen zu lehren, als etwa den englischen oder französischen, welcher ja von seinem Publikum ganz anders unterstützt wird als jener.

„Sie haben recht und darum ist die Gesammtausgabe von Gutzkows Werken, wie sie jetzt vorliegt, ein Ehrendenkmal nicht allein für den Dichter, sondern auch für den Menschen.“

Ich verstehe. Sie wollen sagen, daß eine literarische Hervorbringung, welche

zugleich ein fortwährender Kampf um's Dasein ist und sein muß, als doppelt ehrenwerth anerkannt werden sollte, so sie sich stets fernhält vom Gemeinen, den Grundsätzen, von welchen sie getragen wird, und der ihr ziemenden Selbstachtung nie etwas vergibt, selbstgebahnte Wege der Modeheerstraße vorzieht und dem Dienste des Ideals um so treuer anhängt, je strenger derselbe ist.

„Ja, so wollt' ich sagen. Wir haben also hier eine Autorthätigkeit vor uns, welche auf Eigenartigkeit, Grundsätzlichkeit und Unabhängigkeit als auf ihren drei Grundpfeilern ruht. Ich weiß gar wohl, daß die literarischen Lumpe an diesen ihnen so verhaßten Grundpfeilern unausgesetzt rütteln; allein dieselben werden ihnen zum Trotz feststehen und allzeit die Stützen einer redlichen, ersprießlichen und dauerhaften literarischen Thätigkeit sein. Betrachten Sie sodann den Umfang und die Vielseitigkeit von Gutzkows Begabung. Hierin steht er in der deutschen Gegenwart geradezu einzig da, wenn auch, wie selbstverständlich, nicht alle seine Gaben zu gleich gedeihlicher Entwickelung gelangt sind. Seine lyrische Ader z. B. ist so brüchig und spröde, daß sie niemals in Liederfluß zu kommen vermag."

Wahr. Ich meine sogar, die metrische Form überhaupt stehe ihm nicht recht natürlich zu Gesichte. Leicht, frisch, spontan, dem Inhalt meisterlich charakteristischen Ausdruck gebend, gleitet, strömt, rauscht seine Prosa dahin. Aber den „Gedichten," wie sie jetzt in bescheiden zurückhaltender Auswahl im 1. Bande der Gesammtausgabe stehen, merkt man den Zangengriff und Hammerschlag an. Einen großen Vorzug jedoch — er gilt freilich in den Augen unserer Modelyrik und ihrer Liebhaberinnen für einen Nachtheil — haben diese Gedichte: sie enthalten Gedanken und geben zu denken. Geist ist in allen, mitunter zu viel, denn er sprengt die lyrische Form und läßt uns zu keiner beruhigten Stimmung kommen, weil eben Geist und Form einander nicht decken. Von Gutzkows epigrammatischen Pfeilen treffen die meisten scharf ins Schwarze. Als Epigrammatiker ist er ganz in seinem Element. Im übrigen haben Sie vorhin mit Recht den Umfang und die Vielseitigkeit seiner Gaben und Leistungen hervorgehoben. Wenn ich recht erwäge, ist es ein nicht untergeordnetes Merkmal von Gutzkows Erscheinung, daß er als der erste Norddeutsche, dessen Genius umfangreich und schmiegsam genug, die ganze Skala dichterischer Aeußerung durchlaufen zu können, in unsere Literatur eingetreten ist.

„Gewiß ist das ein Merkmal seines schriftstellerischen Charakters. Aber bei dem Norddeutschen fällt mir ein, daß ihr Schwaben dem Gutzkow gerade seine norddeutsche Natur zum Vorwurf gemacht und ihn auf Grund derselben des Mangels an Gemüth beschuldigt habt."

Ihr Schwaben? Bitte sehr, da lassen Sie mich aus! wie die Wiener sagen. Wer so wie ich erfahren mußte, was die vielbelobte schwäbische „G'miethlichkeit" ist und bedeutet, dem macht schon das bloße Wort übel. Es gibt nichts Verlogeneres. Meine mehr oder weniger lieben Landsleute sind in ihrer Art gewiß ganz vortreffliche, begabte, brave und tüchtige Leute, aber die berühmte schwäbische Gemüthlichkeit glänzt in Wahrheit und Wirklichkeit nur durch ihre Abwesenheit. Wer namentlich in Altwirtemberg gelebt hat, welches ja darauf hält, für das Urschwabenland zu gelten, der weiß, wie weit es Menschen in der Viereckigkeit, Klotzigkeit, Selbstschätzung und Ober-Oberschaft bringen können. So ein richtiger Altwirtemberger hält natürlich das bekannte Tübinger „Stift" für den Nabel der Erde, geht herum, als hätte er Hegels sämmtliche Werke

und daneben den ganzen altwirtembergischen „Verwandtschaftshimmel“ in seinem Bauche, und bildet sich bei alledem noch ein, der „g'miethlichste“ Mensch von der Welt zu sein.

„Ei, bei einer solchen weniger schmeichelhaften als wahren Meinung von schwäbischer Gemüthlichkeit werden Sie mir kaum widersprechen, wenn ich behaupte, es stecke gewiß in Gutzkows selbstbiographischem Buche „Aus der Knabenzeit“ ebenso viel Seele und Gemüth wie in den Liedern der schwäbischen Dichterschule.“

Gewiß, ebensoviel und noch dazu ohne den Anspruch, alles, was Gemüth heißt, gepachtet zu haben. „Aus der Knabenzeit“ ist ein durchweg liebenswürdiges Buch. Ein Berliner Kind schildert uns da seine Vaterstadt in so anschaulicher und zugleich so anspruchsloser Weise, daß uns die Physionomie und Temperatur Berlins, wie es vor sechzig Jahren war, hier so nahegebracht worden wie nirgends sonstwo. Auch erreicht der Verfasser, ohne es eigens darauf anzulegen, daß wir eine deutliche und sympathische Vorstellung gewinnen von der tapfern Arbeit, welche es ihm gekostet haben muß, aus der Enge und Dunkelheit der gedrückten, ja knechtischen Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend auf den weitschauenden Standpunkt sich emporzuringen, welchen er nun seit 40 Jahren mit Ehren behauptet hat. Die „Rückblicke auf mein Leben,“ welche sich den Erinnerungen aus der Knabenzeit anschließen, sind ein schwerwiegender Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte der letzten vier oder fünf Jahrzehnte. In höchst anziehender Weise läßt uns Gutzkow die inneren Krisen seiner Entwickelung miterleben und macht uns ohne alle Selbstüberhebung klar, wo er im großen Kampfe der Zeit gestanden und wie er seine Waffen geführt hat. Dabei ist auch höchlich zu loben, daß unser Autor alles Schönthun mit der eigenen Person, wie es die Reclame-Künstler unserer Tage bis zur höchsten Virtuosität der Unverschämtheit ausgebildet haben, durchaus verschmäht und uns das viele Schwere, ja das Schwerste, was er zu tragen hatte, nur errathen läßt. Mit den „Rückblicken“ muß man Gutzkows publicistische Werke zusammenhalten, die „Säkularbilder,“ die „Oeffentlichen Charaktere,“ „Paris und Frankreich,“ „Zur Geschichte unserer Zeit,“ so man deutlich erkennen will, wie ernst er es sich angelegen sein ließ, einen klaren Einblick in den Kulturproceß des Jahrhunderts zu gewinnen und die Schäden, Bedürfnisse und Forderungen der Zeit kennen zu lernen; ebenso, wie wohlvorbereitet und tüchtig gerüstet er in dem vielwechselnden und hochwogenden Streite seinen Mann gestellt hat. Daß die Bitterkeit der Erfahrung mitunter bitter sich laut macht, namentlich in den „Rückblicken“, wird nicht tadeln, sondern ganz in der Ordnung finden, wer alle die schmerzlichen Enttäuschungen des selbstlosen Patriotismus erlebt und alle die Erfolge schamloser Apostasie mit angesehen hat, welche die letzten Decennien uns brachten.

„Zum Glück hat Gutzkow in den Aufregungen publicistischer Fehdeführung den Humor nicht verloren. Dieser tritt, wie in seinen ältesten, so auch in seinen jüngsten Hervorbringungen erfreulich hervor und scheint mir die humoristische Seite seines Dichtens und Trachtens überhaupt der Beachtung sehr werth zu sein.“

Allerdings. In einigen seiner Erstlingswerke, z. B. in den „Briefen eines Narren an eine Närrin“, lehnte sich Gutzkows Humor noch hilfebedürftig an Jean Paul und Börne. Später hat er sich aber fest auf die eigenen Füße gestellt und, abgesehen von den zahlreichen humoristischen Zügen in den Dramen, in den „Rittern vom Geiste,“ in dem „Zauberer von Rom,“ in den „Söhnen Pestalozzi's“ eine ganze Reihe von humoristischen Kabinettstücken geschaffen, wie sie in unserer Literatur keineswegs überreichlich

vorhanden sind. Und zwar sowohl aus dem Bereiche des tragischen wie des komischen Humors. Ich erinnere Sie nur an die Episode vom Trompeter und vom Tambour in der „Wally", an den Brief der Tante Rebekka in den „Säcularbildern", an die Predigt des „Kandidaten" — (Gutzkow selber war der Kandidat) — im „Blasedow".

„Ich begreife nicht, warum dieses Buch, „Blasedow und seine Söhne", nicht größeren Beifall gefunden hat. Es ist doch eigentlich der einzige satirische Roman höheren Stils, welcher seit lange bei uns zum Vorschein gekommen. Gutzkow hat sich, dem starken spekulativ-grüblerischen Zug in seinem Wesen nachgebend, wiederholt und einläßlich mit dem Problem der Erziehung beschäftigt, welches ja am Ende aller Enden immer wieder als der Kern der socialen Frage sich ausweist. Er ist eben und war nie so ein Goldschnittler und Buchbinderpoet, welcher nur die Oberfläche der Erscheinungen sieht. Gutzkows Blick will überall in die Tiefe dringen. Die pädagogische Frage, welche er als junger Mann im „Blasedow" satirisch behandelt hatte, griff er später noch einmal auf, um sie in den „Söhnen Pestalozzi's" pathetisch zu wenden. Auch nicht ohne satirische Seitenblicke wiederum, wie ein solcher ja insbesondere auf die berüchtigten preußischen „Schulregulative" fällt, die als „Modulative" ganz prächtig persiflirt werden. Nebenbei bringen die „Söhne Pestalozzi's" die einzige — freilich nur dichterische — Lösung des Kaspar-Hauser-Räthsels, welche sich sehen lassen darf. Was aber Gutzkow in der Schilderung hochgespannter Seelenzustände zu leisten vermag, das hat er da schön bewiesen, wo er die Auffindung des unglücklichen Knaben in dem unterirdischen Verließ der Waldmeisterei durch den Förster Wülfing erzählt. Diese und ähnliche Stellen in seinen Hauptwerken muß man mit seinen Erstlingsversuchen vergleichen, wenn man erfahren will, wie redlich Gutzkow sich bemühte, vorzuschreiten, und wie bedeutend er wirklich vorgeschritten ist."

Zugegeben, aber mit dem Einwand, daß sich bei Gutzkow etwas ähnliches wahrnehmen läßt wie bei Schiller. Nämlich, daß der Vorschritt bei jenem wie bei diesem nur als ein beziehungsweiser bezeichnet werden kann.

„Wie das?"

So, daß Beide zuerst ihr relativ Höchstes gegeben haben. Ist es doch anerkannt, daß Schiller in keinem seiner reiferen, kunstgerechterem Werke die Ursprünglichkeit, die elementare Kraft und Leidenschaft seiner „Räuber" wieder erreichte. Aehnlich, sehen Sie? hat Gutzkow, wenn ich richtig urtheile, in seinen Erstlingen „Maha Guru" und „Nero" sein Genialstes geleistet.

„Sie könnten rechthaben."

Nicht wahr? Die „Geschichte eines Gottes" als einen der originellsten Würfe zu bezeichnen, welche in Deutschland jemals ein Dichter gethan, stehe ich keinen Augenblick an. Auch die Inscenirung des aus philosophischer Tiefe geschürften Thema's ist vortrefflich, der von feiner Ironie durchschlängelte Ton sehr anziehend, die saubere Detailmalerei reizend. Für den Lesepöbel ist das Buch natürlich nicht geschrieben, wie denn Gutzkow überhaupt zu viele Anforderungen an das Denken und Wissen seiner Leser macht, als daß sich das Leihbibliothekenpublikum jemals um ihn „reißen" könnte. Thut nichts! Gibt es doch in unserer Literatur dermalen der Popularitätshascher und Lesepöbelschmeichler — ich meine Schmeichler des oberen Pöbels mehr noch als des unteren — ohnehin genug und übergenug. Was den „Nero" angeht, so ist er kein geschlossenes dramatisches Kunstwerk, wohl aber ein von Geist funkelndes historisch-poetisches Feuerwerk,

dessen Prachtmoment die große Scene Nero's mit der ihm aufwartenden Dichterschaar. Hier, wie übrigens durchweg, hat Gutzkow schon vor vierzig Jahren diesen Mischmasch von Phantast und Wütherich, welcher zugleich der „Herr der Welt" war, ganz gut gefaßt und gezeichnet und das eigentliche Wesen des Cäsars, den artistischen Größenwahn, zur klaren Anschauung gebracht. Ich möchte aber den genannten beiden Jugendwerken unseres Autors noch ein drittes nicht weniger anerkennend anreihen, die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Gutzkow hat später noch manche Novelle geschrieben, allein jene blieb doch von allen die beste. Begreiflich auch, daß das hier behandelte Problem den Dichter bewogen hat, es später als Dramatiker noch einmal aufzunehmen und daraus seine Tragödie „Uriel d'Acosta" zu schaffen. Diese darf sich, meines Erachtens, unbedingt neben jedes tragische Experiment stellen, welches seit dreißig Jahren auf der deutschen Bühne gemacht worden ist. Sie bemerken, daß ich den Ausdruck „Experiment" gebraucht habe, weil mir, mit Recht oder Unrecht, die gesammte deutsche Dramatik der letzten Jahrzehnte nicht viel mehr als ein Experimentiren zu sein scheint. Ich habe freilich hierüber kaum ein Urtheil, weil ich seit vielen Jahren kein Theater mehr besuchte und das bloße Lesen von Dramen leicht irreführt. Vordem sah ich von Gutzkows dramatischen Dichtungen eben den „Uriel" und die Charakterkomödie „Das Urbild des Tartüffe" aufführen und zwar beide gut. Beidemale war der Gesammteindruck, welchen ich empfing, ein sehr günstiger. Es mag ja sein, daß im ganzen Aufbau dieser Stücke, wie in der Motivirung von Einzelnem darin dies und das und das und dies anders zu wünschen wäre; aber durchweg fühlt man, daß hier ein geistvoller Mann und ein wirklicher Poet von der Bühne herab zu uns spricht."

„Denselben Eindruck habe auch ich beim Lesen der Gutzkowschen Dramen empfangen. Spielen hab' ich keins gesehen. Ich kann mir daher nur diese Ergänzung Ihrer Ansicht erlauben, daß auch die Thätigkeit Gutzkows als Dramatiker durchaus von dem Princip erleuchteten Freisinns getragen und von einem stets regen Mitgefühl für die Sorgen, Strebungen und Leiden der Zeit durchathmet ist. Das nenne ich einen im besten Sinne des Wortes sittlichen Geist."

Mit Recht. Es kommt uns heute doch recht wunderlich vor, daß Gutzkows Schriftstellerei vor Zeiten auf die Angeberei Menzels hin als eine unsittliche strafrechtlich verfolgt werden konnte.

„Was? Ihnen, lieber Freund, kommt es verwunderlich vor, daß die Dummen dazumal, wie zu allen Zeiten übrigens, die Zahlreichsten nicht nur, sondern auch die Mächtigsten waren? Sie fallen ja ganz aus ihrem Charakter."

Nun, man hat eben seine schwachen Augenblicke, wissen Sie? Die furibunde Menzelei, auf welche hin Gutzkow in Mannheim eingethürmt wurde, ist ja auch eine Extradummheit gewesen, welche sich sogar im deutschen Krähwinkel von damals grotesk ausgenommen hat. Sie erfolgte aus der fable convenue vom „Jungen Deutschland, und da sie sich insbesondere auf den Gutzkow'schen Roman „Wally" stützte, so war die ganze Polizeihatz „viel Lärm um nichts."

„Sie meinen?"

Daß die „Wally" eine der schwächsten Hervorbringungen Gutzkows sei. Mit Ausnahme der Tambour-Episode ist gerade die verketzerte oder vermenzelte Sigune-Scene weitaus das Beste darin. Sie ist kühn entworfen und mit keuscher Anmuth gemalt. Durchaus nicht à la Watteau, sondern à la Tizian. Man hat einige Mühe, zu glauben,

daß ein Berliner, ein Preuße, das gemacht haben soll; denn wir Süddeutschen sind ja von jedem Preußen überzeugt, daß er einen der eisernen Ladstöcke von Mollwitz verschluckt und noch nicht verdaut habe.

„Ei, in 99 Fällen von 100 ist es ja so. Diese Steifheit! Die gefrorene gerade Linie in Person! Der Dünkel in Ordonnanzhosen! Da ist mir eure schwäbische Viereckigkeit und Klotzigkeit doch noch lieber."

Geschmackssache! Ich für meine Person finde die preußische „Strammheit" und die schwäbische „Latschigkeit" gleich ungenießbar. Aber was halten denn Sie von der Gutzkow'schen „Wally"?

„Mir scheint, unser Autor habe einen weiblichen Werther schreiben wollen, einen Werther der Sturm- und Drangzeit von 1830. Aber das Vollbringen ist da freilich weit hinter dem Wollen zurückgeblieben. Personal und Handlung nichts als Abstraktionen, man athmet wie unter einer Luftpumpe und mag mit den Menschen, d. h. mit den Phantomen von Menschen, welche uns vorgespiegelt werden, nicht verkehren. Ein unerquickliches Ding von Buch, welches dadurch nicht erquicklicher wird, daß der Verfasser das Richtschwert poetischer Gerechtigkeit sehr streng handhabt, indem er zeigt, daß und wie die Heldin an ihren Emancipationsversuchen zu Grunde geht. Auffallend ist, wie sehr der Dichter in diesem Jugendwerk das Detail vernachlässigt hat. Es ist, als hätte die Verstimmung, an welcher er selbst wie jene ganze Zeit krankte, ihn nicht dazu kommen lassen, auf die Zeichnung und das Kolorit die liebevolle Sorgfalt zu verwenden, welche seinen späteren großen Zeitgemälden so außerordentlich zu statten kam. Einmal sogar ist diese Sorgfalt zu weit gegangen, glaub' ich. In dem historischen Roman „Hohenschwangau", kann das poetische Interesse vor lauter kulturgeschichtlichem Beiwerk nicht recht heraus und zur Geltung kommen. Die Bemühung des Verfassers, die reichen Resultate seiner sehr eingehenden Detailforschung zur Verwendung zu bringen, macht das ganze Buch weit mehr zu einer historischen Studie als zu einer dichterischen Schöpfung. Dagegen trägt in den „Rittern vom Geiste" und im „Zauberer von Rom" gerade die sorgsame Behandlung auch des Nebensächlichen zu der großen Gesammtwirkung nicht wenig bei. Man hat, soviel mir bekannt, an diesen beiden Werken nach Art deutscher Kleingeisterei und Scheinmeisterei viel herumgenörgelt und jeder Esel glaubte zu dieser Nörgelei auch sein Ja und Amen geben zu müssen. Nun wohl, beide Werke sind nicht vollkommen, denn wo wäre überhaupt Vollkommenes auf Erden zu finden? Ich selber habe meine Bedenken gegen dies und das und möchte namentlich der Diktion im „Zauberer" weit weniger Hast und Vibration und weit mehr Ruhe und Stätigkeit wünschen. Aber das kann mich doch nicht abhalten, laut anzuerkennen, daß Gutzkow auf hochbedeutsamen Grundideen zwei Romandichtungen aufgebaut hat, wie sie in Deutschland seit Göthe's Wilhelm Meister und Jean Pauls Titan nicht unternommen worden. Groß angelegt, sind sie kräftig durchgeführt, schildern mit Anschaulichkeit das deutsche Leben nach allen Richtungen hin, machen uns mit einer Menge von eigenartigen, unsere Theilnahme sympathisch oder antipathisch anregenden Charakteren bekannt, beschäftigen spannend unsere Phantasie und gleichermaßen unser Denkvermögen. Dabei haben wir immer das Gefühl, daß es sich hier nicht um leeren Zeitvertreib, sondern vielmehr um die höchsten Interessen unseres Volkes, ja der Menschheit handle. Was will man denn mehr von einem Dichter und einem Dichterwerk?"

Gescheide und gerechte Menschen wollen und verlangen nicht mehr; dumme und

dünkelhafte Gesellen aber, die mehr verlangen, muß man schwatzen lassen, wie ihnen der Staarmatzschnabel gewachsen ist oder die Coteriegehässigkeit ihnen einbläst. Wir Beide und mit uns gewiß Tausende und wieder Tausende und abermals Tausende unserer Landsleute sind dem Schöpfer der „Ritter“ und des „Zauberers“ für diese Gaben und überhaupt für alles das Bedeutende und Schöne, was er geleistet hat, aufrichtig dankbar und erkennen und anerkennen in ihm den nationalliterarischen Hauptträger der Kulturentwickelung unseres Landes binnen der letzten vierzig Jahre ...... Doch sehen Sie, wir nähern uns unserm Tagesziele, Freund Zackig, nachdem wir uns als richtige Deutsche ein ermüdendes Stück Wander- und folglich Lebensweges mit Literatur gekürzt haben. Dort ragt die Dachfirst des Faulhornhauses über den Kamm der Kuppe herüber und wir haben nur noch den letzten Aufstieg zu überwinden.

„Wissen Sie was? Wenn wir den Bergmajestäten da drüben, welche ihre abendliche Purpurglorie anzuthun im Begriffe sind, unsere gebührende Huldigung dargebracht haben werden, wollen wir zum Abendessen eine Flasche Sekt auffahren lassen, um die Gesundheit von Karl Gutzkow zu trinken, wie?“

Von ganzem Herzen!

Der artistische Direktor.

Stoff zu einer wahren Begebenheit.

Von Cerberus.

Die Geschichte eines Menschen von seiner Entstehung als solcher, bis zu seinem Uebergang in einen andern Theil des Planzen- oder Thierreichs zu schildern, ist ebenso weitläufig, als schwierig. Ich ziehe es demzufolge vor, die Entstehungs-Entwickelungs- und soi disant Vollkommenheits-Periode meines Helden ganz zu übergehen, und nur seinen Hingang der allgemeinen Würdigung zu unterbreiten.

Der Mann, von welchem ich in diesem fliegenden Blatt reden will, nannte sich Idomeneus Baumöl und war in seinen letzten bürgerlichen Lebensjahren artistischer Direktor des Hoftheaters in Thorenheim. Er war ein Mann von einigen sechszig Jahren, mittleren, proportionirten Körperbaus, mit langem, weißem Haar und Bart, welche Bestandtheile seines leiblichen Ichs er in der ehrwürdigen Art von Roderich Benedix und Carl von Holtei trug, obwohl er beide in den Gesprächen, die er mit den Bühnenmitgliedern während der Vorstellungen am Inspicientenpulte hielt, „Lumpen“ und „Ignoranten“ nannte.

Baumöl war in seinem Fache ein hochgeachteter Mann, ein rastloser, unverdrossener Arbeiter, welcher nur ein Steckenpferd, eine Leidenschaft kannte — das Theater. Die Natur erschien ihm nur auf der Leinwand schön, die Geschichte konnte er nur in Versen, die Frauen nur geschminkt bewundern. Er war mit einer ersten Liebhaberin vermählt, welche viele Jahre jünger war, als er und die er zärtlicher zu lieben schien, als seine Freunde es ihm zugetraut haben würden. Herr Baumöl war vermöge der Stellung, die er einnahm, der allmächtige Rathgeber des Intendanten und machte in dieser Eigenschaft das Repertoir, besetzte die Stücke und genoß den Triumph, seinen Namen hin und wieder nächst dem seines Chefs in der Tagespresse mit Lobeserhebungen überhäuft zu sehen. Gegen seine Untergebenen war er, je nachdem es sich schickte, herrisch oder nachlässig vornehm. — Am Jahresschluß hatte er noch stets die Ehre gehabt, von Serenissimus höchsteigenhändig ein Belobungsschreiben zu erhalten, dem in der Regel eine ansehnliche Gratification beigefügt war.

Plötzlich jedoch sollte eine Veränderung in der Thätigkeit Baumöls eintreten, die weder er, noch seine Umgebung sich hätte ahnen lassen. —

„Madame,“ sagte er eines Morgens, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, zu seiner Frau, „ich habe einen bösen Traum gehabt — einen bösen Traum! Würden Sie nicht einen Barbier holen lassen?“ —

Madame Baumöl sah ihren Gatten betroffen an, denn seitdem sie zu denken wußte, war kein Scheerbeutel in ihr Haus gekommen.

„Lassen Sie einen Barbier holen und sofort!“ donnerte der Direktor und schlug vor Alteration dabei einen Triller. Zitternd eilte das Hausmädchen davon, während er, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten in dem stillen Gemache auf und abging. Nach einer Pause blieb er vor seiner Gattin, die ihn halb verwundert, halb besorgt anstarrend in ihrem Lehnstuhle saß, stehen, stützte die rechte Hand auf den Tisch, verbarg die linke in den trüben Falten seiner Morgenchemisette und begann:

„Ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen, Madame.“

„Ein Geständniß?“ wiederholte etwas kühner die Frau, die eher geglaubt hatte, selbst zu einem solchen aufgefordert zu werden.

„Ja,“ sagte Baumöl mit kalter Stimme und strich verächtlich über seinen Bart, „ich finde es endlich an der Zeit Dir zu gestehen, daß ich Dich nie geliebt habe. Falle nicht in Ohnmacht, reize meinen Zorn nicht, Weib!“ fuhr er fort, als Madame etwas elektrisirt sich in die Höhe hob, „ich habe Dich nur zu meiner Frau gemacht, um mir vermittelst Deines Talentes eine dauernde Stellung zu gründen. Während ich Dich ausnutzte, habe ich Andere geliebt und die ich im Geheimen am meisten liebte, habe ich öffentlich am meisten gemißhandelt. Wie manche muntere Liebhaberin, wie manche arme Balleteuse habe ich auf der Bühne und hinter den Coulissen auf die niederträchtigste Weise verfolgt, die ich später versöhnend in meine Arme schloß. Wie manche —“

„Genug, genug, unterbrach ihn Madame, die ihre Ruhe wieder völlig gewonnen hatte und mit ihrem Bologneser spielte, „ich weiß ja doch, daß Du scherzest, Du bist ja als ein Tugendspiegel in der ganzen Bühnenwelt bekannt.“

„So ist die ganze Bühnenwelt betrogen!“ schrie der ergrimmte Theaterdirektor und zertrümmerte ein Glas auf der Erde, daß Madame die Scherben um die Nase flogen. In demselben Augenblicke kam der Barbier und Baumöl verschwand mit ihm im Schlafgemach.

Als er aus demselben heraustrat, glaubte seine Gattin im ersten Augenblick ein ihr völlig unbekanntes Wesen vor Augen zu haben. Baumöl hatte sich Haar und Bart abrasiren lassen — seine langwallenden, weißen Locken, sein Jupiterbart waren dem Messer zum Opfer gefallen. Glatt geschorenen Hauptes, mit eingefallenen, grauen Wangen, häßlich hervorragendem Kinn stand er sich beschauend vor demselben Spiegel, der so oft sein majestätisches Bildniß wiedergestrahlt hatte.

„Um Gotteswillen, Baumöl, was hast Du gemacht?“ rief die entsetzte Frau, „Du siehst Dir ja kaum noch ähnlich!“

„Was ich gemacht habe?“ erwiderte der Direktor, mit einem fatalen Lächeln, „ich habe mich wieder zu dem gemacht, was ich bin, zu einem gewöhnlichen Menschen. Heruntergerissen habe ich die Zeichen meiner erborgten Würde, mich entäußert des Schmuckes, den ich nicht zu tragen verdiene. Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen, heißt es in der Schrift — mir aber sollen die Schuljungen Schnippchen schlagen, denn ich bin ein Sünder gewesen mein Leben lang!“

Frau Baumöl sah ihern Mann entsetzt an.

„Ich werde mir eine rothe Perrücke kaufen,“ fuhr dieser in seinem infernalischen Eifer fort, „Du weißt es ja selbst am besten, daß mein Haar von Natur purpurn ist, — daß nur durch cosmetische Mittel mir es gelungen ist, ihm diesen silbernen Schimmer anzu-

lügen. — O, ich sehe es jetzt ein, wie teuflisch ich gehandelt habe. — Wie manches junge Blut habe ich mit diesem ehrwürdigem Haupte getäuscht, wie manches Talent habe ich mit meinem Urtheil auf falschen Weg geführt, denn meine heuchlerische Maske verbarg meine Sittenlosigkeit ebenso gut, wie meine Unwissenheit." —

Als Herr Direktor Baumöl diese Selbstanklage vollendet, erschien nach mehrfach unbeachtet gebliebenem Klopfen der Theaterdiener in der Stubenthüre und meldete mit verzagter Stimme, daß die Probe zu einem Shakespeare'schen Königsdrama bereits vor einer Viertelstunde habe beginnen müssen, die Mitglieder seien versammelt und erwarteten mit ängstlicher Spannung ihr Oberhaupt.

„Sie warten auf mich?!" schrie der Direktor und schlug die Hände über den Kopf zusammen, während der Theaterdiener die seinen vor Erstaunen faltete, obgleich er in seiner Bestürzung kaum das veränderte Aussehen seines Vorgesetzten bemerkte.

„Dummes Zeug! Nur Narren können auf mich warten! Doch, ha, das tröstet mich — lauft hinüber, Klostermeier, und sagt, ich käme im Augenblick. Wenigstens ist es eine Beruhigung für mich, daß es noch größere (dies Wort verschluckte der Direktor instinktiv) giebt, als ich." — Der Theaterdiener taumelte wie betrunken von dannen, Baumöl aber zog seinen Ueberrock an und folgte unregelmäßigen Schrittes dem bestürzten Thespisdiener. Am Theaterthor wollte der Portier ihn als einen völlig Fremden zuerst gar nicht einlassen und lachte ihm unverschämt ins Gesicht, als er seinen Namen nannte; erst als er ihm ins Ohr flüsterte: „Aber Chevalier, kennst Du mich denn nicht? Du — bist Schuster und ich bin Schneider gewesen!" tauchte die wahre Gestalt des Direktors vor seinen Augen auf und er ließ ihn ein. — Auf der Bühne angelangt, versammelte er die anwesenden Schauspieler und Schauspielerinnen in einem Kreis um sich und sagte die folgenden durch ihre Kürze um so drastischeren Worte: „Sie haben auf mich gewartet, um eine Probe von Heinrich dem Achten zu halten? — Geht nach Hause, Ihr guten Leute — das Publikum wird sich viel mehr freuen, wenn es heute einen freien Abend hat, als wenn es Eure Narrenspossen mit absitzen muß. Habt Ihr einen Begriff von dem göttlichen William? Nein! — Habe ich einen Begriff von ihm? — O, mein Gott, wenn ich nur eine Zeile dieses umfassenden Genius richtig in mich aufnehmen könnte, ich stände so nicht unter Euch! — Sie, Herr Heldenmeier, sind ein ausgemachter Hanswurst! Ihr Oho — Tuhu — Geschrei als Othello klingt mir von neulich noch in den Ohren — Nehmen Sie statt des edlen Mohren den Kango Hoangho in Körner's „Toni" in Ihr Repertoir auf. Und Sie mein Fräulein" — während er sich zu der ersten Liebhaberin wenden wollte, kam er zufällig gerade vor den älteren Gesangskomiker zu stehen, welchen er bereits seit Jahren auf das abscheulichste geknechtet hatte: „Ah," unterbrach sich Baumöl bei dessen Anblick plötzlich freudestrahlend, „Ah, da sind Sie ja endlich! Ueberall habe ich Sie schon gesucht — und glaubte, bei Gott!" — er schaltete ein selbstverhöhnendes Gelächter ein — „Sie hätten so viel Vernunft besessen — zu Hause zu bleiben. Aber kommen Sie — es ist Zeit in die Kneipe!" —

Und er — der seither weder in einer Kirche, noch in einem Wirthshaus gesehen worden war, nahm den erbebenden Komiker unter den Arm und verließ mit demselben grotesk grüßend das Theater, den Weg nach der berüchtigten Stammkneipe der Schauspieler nehmend. Wer den Direktor kannte und in dieser Gesellschaft sah, blieb natürlicherweise erstaunt stehen und suchte vergeblich sich den plötzlichen Umschlag seiner Gedankenathmosphäre zu erklären. —

Das völlig ungerechtfertigte Aufheben der Probe kam selbstverständlich sofort vor den Intendanten, welcher noch denselben Vormittag den Direktor vor sich laden ließ. Der Theaterdiener, der ihn allenthalben suchen mußte, fand ihn — horreur — in der Kneipe, eine Cigarre rauchend und dem halb neugierig-schüchtern, halb satirisch-triumphirenden Zuhörerkreis die verwegensten Stücke aus seiner Komödiantenlaufbahn erzählend. Als er vor dem Intendanten erschien, hatte Baumöl noch nichts von seiner jovialen Haltung verloren und fiel seinem ausschließlich in den höheren Hofkreisen verkehrenden Chef um so befremdender auf; — jedoch war der Intendant viel zu sehr Cavalier, als daß er den verdienten Mann mit irgend einem Vorwurf empfangen hätte. „Sie haben, mein lieber Herr Direktor," begann er, „Sie haben auf der heutigen Probe, wie ich höre, einen unangenehmen Auftritt mit den Schauspielern gehabt, der Sie die Probe aufzuheben zwang. Es thut mir wirklich leid, sehr leid — und seien Sie versichert, daß ich ein Exempel statuiren werde."

„Ich hätte einen unangenehmen Auftritt mit den Schauspielern gehabt?" erwiderte Baumöl. „O, nein, Excellenz, ich habe die Probe nur deshalb aufgelöst, weil ich eigentlich gar nicht weiß, wie ich bei meiner sträflichen Unfähigkeit dazu komme, eine Probe abzuhalten." —

Der Intendant hielt es für bedenklich, Baumöl weiter reden zu lassen, er zog sich hinter sein grün ausgeschlagenes Stehpult zurück, ergriff mit behender Hand ein Buch und sagte: „Mit Ihrer Bearbeitung des zweiten Theiles der Tragödie „Faust" bin ich äußerst zufrieden — Serenissimus werde ich dieselbe dringend zur Darstellung empfehlen, besonders da manches Anstößige in den Reden des Hofstaates in geschicktester Weise cachirt worden ist."

Bei diesen Worten konnte Baumöl sich nicht länger halten, er stieß ein wildes Gelächter aus und begann in dem Cabinet des Intendanten einen Tanz anzuheben, welcher die seltsamsten Sprünge in sich schloß. Bei diesem außergewöhnlichen Anblick wurde der Bühnenleiter an seinem Direktor irr, er strich mit dem Zeigefinger der rechten Hand rechts und links über seinen schwarzgefärbten Schnurrbart, zog die Augenbrauen in die Höhe und fragte Baumöl zuletzt ganz schüchtern, weshalb er eigentlich tanze?

Baumöl hielt bei dieser Frage in seinem Gefühlsausbruch inne, schritt kokett auf den Intendanten zu und sagte, vertraulich mit beiden Armen sich auf den Schreibtisch stützend:

„Euer Excellenz fragen mich, weshalb ich tanze? Ich tanze vor freudigem Erstaunen, daß Eure Excellenz meine Einrichtung des „Faust" loben. Euer Hochwohlgeboren müssen nämlich wissen, daß ich überhaupt noch kein einziges Stück selbstständig eingerichtet habe und auch die vorliegende, nebenbeigesagt äußerst miserable Bearbeitung des „Faust" habe ich mir von auswärts abschreiben lassen. So habe ich Euer Hochwohlgeboren seit sieben Jahren getäuscht. Alles was ich that, war keinen Pfifferling werth und ich habe mir heimlich immer ins Fäustchen gelacht, wenn ich Sie dupirt hatte. Empfehlen Sie mich indessen Ihrer Frau Gemahlin."

Mit diesen Worten verließ Baumöl den verblüfften Intendanten, welcher nichts that, als daß er vorläufig in den Etat die Anmerkung machte, Baumöl sei im nächsten Jahre mit keiner Zulage zu beglücken. —

Zwei Tage nach dieser Scene stand in dem Residenzblatt folgender Artikel:

„Oeffentliche Erklärung.

Ich fühle mich durch eine unabweisliche Nothwendigkeit gedrungen, dem Publikum,

welches ich seit Jahren in der unverantwortlichsten Weise maltraitirt habe, Abbitte zu thun. Obwohl ich bekennen muß, dem mir übertragenen Amt in keinem Theile gewachsen zu sein, habe ich dasselbe mir dennoch angemaßt und auf das unverschämteste ausgebeutet. Was ich an der Kunst und ihren Jüngern, sowie an dem guten Verständniß des Publikums gefrevelt, läßt sich leicht ermessen, aber das kann ich freilich nicht wieder gut machen, mich selbst jedoch kann ich freiwillig für mich selbst zum Opfer bringen. Somit erkläre ich hierdurch feierlichst, daß es auf der weiten Erde keinen größeren Ignoranten giebt, als mich — es müßten denn meine Vorgesetzten sein, die mich, sage mich, mit Lob und Ehre überhäuft haben . . . und ich füge hinzu, daß ich mich selbst für einen derjenigen Lumpe halte, welche ich so oft im Munde geführt habe.

Idomeneus Baumöl."

Auf diese Erklärung hin, befahl Serenissimus, daß der Theatendirektor in die Zwangsjacke gesteckt und in die Landesirrenanstalt abgeführt werde. —

So kann ein Mensch an Selbsterkenntniß zu Grunde gehen! Es ist ein Glück, daß die artistischen Direktoren in unserm herrlichen Vaterland diese Gefahr nicht zu befürchten haben.

Gedichte.

Ferien.

Am Waldhang überm Wiesengrunde,
Wie ruht sich's gut zur Mittagstunde,
Wenn nur mit sanftem Hauch der Wind
Durch's Laub der Wipfel flüsternd rinnt!

Hier, vor der Welt und ihren Sorgen
Im Schooß der Einsamkeit geborgen,
Genieß' ich endlich, frei von Zwang,
Den lang entbehrten Müßiggang.

Hier saugt mein Leib aus Luft und Sonne
Des Daseins reinste Pflanzenwonne,
Indeß der Geist zu freiem Spiel
Ins Blaue flattert ohne Ziel.

Doch träum' ich nicht von Ruhmeskränzen,
Von Sternen mehr, die täuschend glänzen;
Den Jüngling lockten solche Höhn,
Dem Alten däucht das Nächste schön.

Ich hör' im Forst den Jäger blasen,
Ich sehe, wie die Rinder grasen,
Der Storch durchs Ried hochbeinig stelzt
Und schimmernd sich das Mühlrad wälzt.

Auch kommt mir bei der Wipfel Wogen
Bisweilen noch ein Reim geflogen,
Der, wie die Seele schweift und sinnt,
Zum Liede still sich weiter spinnt;

Doch nur für mich. Im Marktgedränge
Wer horcht auch auf die leisen Klänge!
Mein Bestes gab' ich; gönnt mir's nun,
Im Grünen spielend auszuruhn.

Schwartau im August 1875. **Emanuel Geibel.**

Unabwendbar.

Es lebt in mir die dunkle Sage,
Daß, eh' auf Erden ich entstand,
Ich alle Lust schon, alle Plage
Auf einem andern Stern empfand.

Vertraulich grüßt mich Unbekanntes,
Und was erst heute vor mir steht,
Enthüllt sich mir als längst Verwandtes,
Das doppelt durch mein Leben geht.

So bist auch Du, die stolz und spröde,
Ein Räthsel scheint, mir längst bekannt,
So hört ich einst schon Deine Rede
Und sah das Drohen Deiner Hand.

Besinne Dich — es kommt die Stunde,
Wo liebentflammt Du um mich wirbst
Und meine Liebe wird die Wunde,
An der Du selber später stirbst!

Wilhelm Bennecke.

Einem Klagenden.

(1873.)

Wer mag wohl härter dulden von uns beiden? ...
Mit Teufelsfaust ward uns das Glück erschlagen,
Und Du entströmst in fessellosen Klagen,
Das Dir die Brust zerkrallt, das herbe Leiden.

Doch ich bin stumm: Ich seh' die Tage scheiden
In kaltem Groll, in trotzigem Entsagen.
Ich hörte auf, zu forschen und zu fragen,
Und möcht' um Deine Schmerzen Dich beneiden.

Mir sagt die Welt, daß Leben — Sterben heißt.
Dir nistet eine Sehnsucht noch im Herzen,
Die auf ein Glück in blauer Ferne weist.

Mit Thränen löschst Du aus die Todtenkerzen!
Bis das Erinnern selbst sich Dir entreißt —
O, wie beneid' ich Dich um Deine Schmerzen.

Oscar Blumenthal.

Zwei Brüder.

Der Blitz und der Gedanke,
Wie sind sie doch sich gleich —
Der Blitz und der Gedanke,
Stammt aus dem Himmelreich.

Der Eine tobt in Wettern
Und reiniget die Luft —
Der Andre bringt in Lettern
Dem Geiste seinen Duft! —

Die pesterkrankten Lüfte,
Der feindlich bösen Nacht,
Verjagt in tiefe Grüfte
Des Blitzes starke Macht. —

Und wo die Geister kranken
Und finster wird die Zeit,
Da leuchten die Gedanken
Und enden Qual und Streit!

Und Keiner zieht alleine
Die Gluthenbahnen fort:
Den Donner hat der Eine —
Der Andre hat das Wort.

Eduard Kierschner.

Bürger's Charakter in seinem Liebesleben.

Eine psychologisch-ethische Studie.

Von Julius Duboc.

Auch von Bürger gilt, wie von so vielen über das gewöhnliche Maaß genialisch beanlagten Menschen der Spruch:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Sind es auch keine politischen Parteiströmungen gewesen, die den Dichter der Lenore in ihren verwirrenden Strudel hinabzogen und die Linien seines Bildes für den Beschauer entstellen, so doch die großen, auf dem Gebiet des Sittlichen gegensätzlichen Gefühls- und Anschauungsweisen: auf der einen Seite die disciplinirten, allen Ausschreitungen abgeneigten und zu ihrer Verurtheilung schnell bereiten Naturen, auf der anderen jene, die im Gegensatz zu diesen einen sympathischen Zug für Alles empfinden, was mit der Vollkraft tiefer Leidenschaft in stürmischen Wellen aufbraust. Kaum sollte es Einem erklärlich bedünken, wie ein und derselbe Mann, ein hervorragender Dichter in seiner eignen Nation, eine Apotheose seines Lebens und Wirkens erfahren konnte, wie sie Bürger z. B. in dem in vieler Beziehung vortrefflichen Roman von O. Müller: „Bürger ein Dichterleben" gefunden und eine Verurtheilung, wie sie O. S. W. Ebeling vor einiger Zeit in einer Polemik mit Ad. Strodtmann, dem Herausgeber der „Briefe von und an Bürger" (Berlin 1874. Gebr. Paetel) mit den Worten aussprach: „Das niedrige, klobige, aller höheren Herzensbildung bare, halt- und charakterlose Wesen Bürger's" — kaum sollte Einem ein so schroffer Widerspruch erklärlich bedünken, wenn man eben nicht die vorerwähnte gegensätzliche Beschaffenheit der hauptsächlich das Wort führenden Parteien als Erklärungsgrund mit in die Waagschale zu werfen hätte. Die vermittelnden Stimmen werden dazwischen kaum gehört oder ihr Geltungsbereich schränkt sich hauptsächlich doch nur auf das ästhetische Gebiet ein. Wenn Schiller in Folge der großen Erregung, die seine Recension der Bürger'schen Gedichte hervorgerufen hatte, sich noch 1802 zu der abwehrenden Bemerkung veranlaßt sah: „Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt; aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen", so hat er mit dieser Berufung auf eine spätere Zeit Recht behalten. Angriffe, wie sie seiner Zeit Schlegel auf diese Schiller'sche Recension richtete, haben längst ihre Kraft verloren, während eine unbefangene Würdigung des Bürger'schen Genius nicht umhin kann, in den meisten Punkten den Ausstellungen, die Schiller erhoben, eine nicht abzuweisende Berechtigung zuzuerkennen. Aber über Bürger's Charakter als Mensch schwankt das Urtheil viel mehr als über seine Bedeutung als Dichter. Ueber jenen wird eine auch nur annähernde Gleichmäßigkeit der Beurtheilung durch zwei Punkte ganz wesentlich

erschwert: durch den Mangel übereinstimmend bindender, für die Anwendung leicht verwerthbarer Grundbegriffe auf dem Gebiet des sittlichen Verhaltens und durch die bisherige Lückenhaftigkeit des der Beurtheilung zu Grunde zu legenden Materials. Was diesen letzten Punkt betrifft, so ist nun allerdings durch die Veröffentlichung des vorerwähnten Bürger'schen Briefwechsels eine Abhülfe geschaffen worden, wie sie erwünschter und wesentlicher kaum gedacht werden kann. Ist schon die Ausbeute dieser Sammlung für den Literarhistoriker eine so bedeutende, daß der „den Göttingern" gewidmete Abschnitt der meisten Literaturgeschichten wesentliche Abänderungen erfahren dürfte, so ist sie für die psychologische Beurtheilung von Bürger's Liebesleben eine noch größere. Hier zu einem abschließenden Urtheil zu kommen, ist an der Hand dieser werthvollen Vereinigung aller vorhandenen brieflichen Zeugnisse aus Bürgers Leben wenigstens ermöglicht. Freilich kann diese Ermöglichung nur fruchtbringend werden, nur Ueberzeugung wirken, wenn — und hier komme ich auf den ersten, vorher erwähnten Punkt zurück — die Kritik ihren Ausgang nicht von mehr oder minder undeutlichen, im Zwielicht des Gefühlslebens verschwimmenden Gegensätzen nimmt, sondern sich scharf formulirte, faßlich begrenzte Maaßstäbe der Beurtheilung schafft.

Wenn es die Gerechtigkeit gegen einen großen nationalen Dichter erfordert, daß wir nicht leichthin abschließend und aus Ermüdungsscheu jede tiefere Prüfung nicht allein des Thatbestandes, sondern auch der gewohnten ethischen Maaßstäbe von Vornherein ablehnend, über des Dichters zarteste Lebensbeziehungen aburtheilen — sei dies nun zu seinen Ungunsten oder zu seinen Gunsten — so erfordert dies andererseits auch noch die Gerechtigkeit gegen die in Bürger's unheilvollen Schicksalsgang verflochtenen Frauencharaktere. Auch hier laufen die Fäden der Beziehungen so wirr und verschlungen durcheinander, daß einige Geduld dazu erforderlich ist, sie übersichtlich zu ordnen und in ihnen den leitenden Faden für die ethische Beurtheilung nicht zu verlieren. Kein Wunder daher, daß wo diese prüfende Ueberlegung verschmäht oder doch nicht hinreichend geübt wird, Widersprüche entstehen und daß selbst diejenigen sich schließlich auf völlig entgegengesetztem Boden befinden, die, gleichwohl, ganz im Allgemeinen genommen, von übereinstimmenden sittlichen Anschauungen auszugehen glauben und auch wirklich ausgehen. Eine schwere, fast ungemilderte Sentenz pflegt über Bürger's dritte Gattin, Elise Hahn, zu ergehen. Ihr eignes Schuldbekenntniß erdrückt sie anscheinend, zieht ihren Namen nieder in den Schmuz der Gemeinheit — und gleichwohl hat auch sie einen überzeugten Vertheidiger, eben den vorher erwähnten Dr. Ebeling gefunden; — mit verführerischem Glanze scheint uns Molly's, der Vielgefeierten, Bild, umgeben von dem Strahlenglanz der vollsten Dichterglorie, anzulächeln, aber das Lächeln der Erwiederung, mit dem wir ihre anmuthvolle Erscheinung begrüßen möchten, erstirbt uns unwillkürlich auf den Lippen, wenn wir den Blick auf eine Gestalt in ihrer nächsten Nähe abschweifen lassen, auf Dorette, die still duldend ein furchtbares Schicksal mit Ergebung und ungebrochener Liebe trägt, bis der Erlöser Tod sie abberuft.

Recapituliren wir zunächst noch einmal in kurzem Umriß das Thatsächliche der Doppelbeziehung Bürgers zu den beiden Schwestern, soweit sich dasselbe in der Briefsammlung in mehr oder minder erkenntlichen Linien abgezeichnet oder angedeutet findet. Mit 26 Jahren, im Jahre 1774, schließt der jugendliche Dichter den Ehebund mit der älteren Tochter des Justizamtmanns Leonhart zu Niedeck. Einzelne briefliche Aeußerungen aus jener Zeit — an Boie 1774: „ach, da kommt sie her, die Minnigliche, die mein Herz mit all' ihren Tugenden und Fehlern, sowie sie da ist, über Alles in der ganzen weiten Welt liebt. Mag sie doch Anderen nichts sein, mir ist sie Alles"; — an Gleim 1775: „mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude" — scheinen ein innig empfundenes, ungetrübtes Glück auszusprechen. Gleichwohl ist aus dem 16 Jahre später geschriebenen Brief Bürger's an Elise Hahn zu entnehmen, daß schon vom ersten Anbeginn seiner Ehe neben der Gattin und sie verdunkelnd das aufgehende Gestirn jener Liebe stand, die des Dichters Herz und Sinn bald einzig und allein auszufüllen

bestimmt war. „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt," heißt es in dem erwähnten Brief vom Jahr 1790, „schon als ich mit der ersten vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde." In den in den nächsten Jahren nach 1775 geschriebenen Briefen, mehren sich denn auch die Spuren tiefer Seelenkämpfe. Bittere Verstimmung und Herzensnoth ringen nach Ausdruck, und obwohl ein Theil derselben auf Rechnung der sonstigen unbehaglichen und den Dichter schwer belastenden Lebensumstände gesetzt werden mag — namentlich die Einsamkeit und Ruhe des Landlebens drückte schwer auf den lebhaften, mittheilungsbedürftigen Mann, — so bezieht sich ein anderer Theil unverkennbar auf Bürger's Herzensangelegenheiten, wiewohl jede genauere Kennzeichnung derselben selbst in den an seine nächsten Freunde gerichteten Mittheilungen stets sorgfältig vermieden wird. Auf das Verhältniß zu seiner Frau und Schwägerin zielen offenbar die folgenden, wenn auch kurzen doch um so heftigeren brieflichen Ergüsse, die oft wie der Nothschrei eines Verzweifelnden erklingen. (An Sprickmann, Februar 1777): „O Sprickmann! Ist es denn gar nicht möglich, daß wir leben können? Denn man lebt ja nicht, wenn man nicht so lebt, wie man zu leben wünscht. Gott im Himmel, was soll daraus noch werden? Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere." (An ebendenselben, Juli 1777). „Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir und was aus Ihr werden. O daß mich so viele heilige, wiewohl schwere, sauere Pflichten gegen Andere an die Welt fesseln!... Doch was hilft's? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfetzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornhecken dringen." In der nächsten Zeit nahmen die Aeußerungen einer höchst gesteigerten Mißstimmung so sehr überhand, daß Boie, Bürgers intimster und um ihn unermüdlich besorgter Freund, ihm Vorschläge zu Reisen machte mit der hinzugefügten Bemerkung: „Ich fürchte, Du hast irgend einen Seelenkummer, den Du mir nicht sagst, der Dich abspannt und Dich unthätig macht." Bürger antwortet ihm (October 1778): „Ach freilich belastet geheimer Kummer schon seit einigen Jahren mein Herz und jetzt geht mir das Wasser fast bis an die Seele. Entweder ich gehe bald zu Grunde oder ich genese. Aber kann ich genesen? Schwerlich anders als der Halbgeräderte zum Krüppel." Im nächsten Jahre heißt es dann schon wieder: (An Boie. Januar 1779.) „Alles wäre gut, aber ach! — mein tief verwundetes, ewig unheilbares Herz. Kein Sterblicher hat wohl seinen Tod eifriger gewünscht als ich."

Von dieser Zeit ab mindern sich in den Briefen jene leidenschaftlichen Accente, und sie verstummen nach und nach gänzlich. Die Krisis hatte ihren Höhepunkt erreicht, der lange gestaute Strom war durch die Schranken gebrochen, auf der einen Seite heißem Sehnen Erfüllung gewährend, auf der anderen unheilbar schädigend. Mit einem Wort, es hatte sich jener Zustand ausgebildet und befestigt, den H. Kurz in seiner „Literaturgeschichte" einfach als „ein auf der schreiendsten Unsittlichkeit beruhendes Verhältniß" bezeichnet und dessen wesentlichen Kern Bürger später selbst in einem Brief an E. Hahn dahin angab, daß seine Frau sich entschlossen habe, sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, die Schwester es zu sein. Im Jahre 1782 wurde Bürger ein Sohn geboren — von Molly, drei Töchter entstammen außerdem seiner Verbindung mit Dorette. Zwei Jahre später, im Hochsommer, starb Bürgers angetrautes Weib, langsam nahmen ihre Kräfte ab, bis der Tod einem unheilbar gewordenen Körper- wie Seelenleiden ein Ende setzte. Fast unheimlich contrastirend mit dem, was hier ein dichter Schleier den Blicken der Menschen entzog, klingt es, wenn Bürger in der Todesanzeige vom 30. Juli 1784 den frühen Verlust seiner Frau „in dem zehnten Jahr unserer überaus friedsamen und gemächlichen Eheverbindung wehmuthvoll beklagt." Schon wenige Monate später — Ostern — 1785 folgte Molly Bürger zum Traualtar. Ein anfängliches Sträuben, das sie erschüttert durch den Tod der Schwester, dem Eingehen des Ehebundes entgegensetzte, überwand des Dichters heiße Leidenschaft,

die sich namentlich in dem Gedicht: „Als Molly sich losreißen wollte" in den bittersten Schmerzensklagen ergoß. Der Bund war geschlossen, ein voller Himmel des Glückes, unwandelbar bestehend im Wechsel der Zeiten, sollte nach Bürger's Meinung in ungetrübter Sonnenhelle dem Liebespaar lächeln und alle schwer empfundene und überwundene Drangsal vergessen lassen. Abgethan war das Alte; für die neue Laufbahn an der Universität Göttingen, die der Dichter voll Zuversicht betrat, schien eben die endliche Erfüllung seiner liebsten Hoffnungen ihm die Kräfte stählen und ihn mit jenem Lebensmuth, der sich das Höchste zutraut, erfüllen zu sollen. Aber:

Zwischen Lipp und Kelchesrand
Schwebt der dunklen Mächte Hand.

Nur kurze Zeit währte der Traum des Glücks, das den Dichter zu den volltönenden Accorden seines „hohen Liedes von der Einzigen" begeistert hatte. Molly starb im Jahre 1786 an den Folgen eines Wochenbettfiebers und der entsetzliche Schlag überantwortete den Liebenden einer äußersten Verzweiflung.

Wenn es soweit mit der Berichterstattung über das Bürger'sche Liebesleben keine Schwierigkeit hat, so gewährt uns der Einblick, den wir durch dieselbe erhalten, vorläufig auch nur einen sehr dürftigen Anhalt für eine ethisch-psychologische Beurtheilung. Soll dieselbe nicht auf eine nach einigen conventionellen Gesichtspunkten zugeschnittene Kritik eingeschränkt bleiben, so ist die nächste Frage, die sich aufdrängt und Beantwortung erheischt, die nach dem Charakterbild aller Betheiligten. Wie haben wir uns Dorette, wie Molly vorzustellen? Worin lag der sirenenhafte, unwiderstehliche Zauber, den diese auf Bürger ausübte? Was entführt ihn aus den Armen Dorettens? Und wie — für die ethische Beurtheilung Bürgers ein sehr wesentlicher Punkt! — hat diese das ihr zubereitete Loos ertragen, — ich meine nicht, mit wie viel Ergebung in ein Unvermeidliches, sondern mit wie viel innerer Antheilnahme? Bürger, zu nah' betheiligt allerdings, um ein unverdächtiger Zeuge zu sein, hat später einmal (in einem Brief an Elise Hahn vom Februar 1790) auf „einige Herzensgleichgültigkeit" hingedeutet, die Dorette eigen gewesen und die es ihr erleichtert habe, gegen ihn „billig und großmüthig" zu sein. Ist dem wohl wirklich so gewesen, und welche Antwort geben uns die brieflichen Zeugnisse auf all' diese Fragen?

Was Bürger's erstes Weib betrifft, so ist ihr Bild, dünkt mich, nicht zu verkennen, wie wenig sie auch in den Vordergrund tritt, wie selten ihr auch ein flüchtiges Wort, das ihr Wesen charakterisirte, gegönnt wird. Die wenigen Briefe an ihren Bruder Georg, die von ihr erhalten, sprechen meiner Ansicht nach, mit überzeugender Gewalt ihr Wesen aus, statten ihr Bild und ihr Schicksal mit jenen feinen Zügen aus, die das ganze Geheimniß ihres Liebens und Leidens enthüllen, und schwerlich wird Jemand, wenn er aufmerksam zusieht, ohne tiefe Rührung in diesen Seelenspiegel zu blicken im Stande sein. Daß Dorette keine glänzende Erscheinung war, sondern, wenn äußerlich überhaupt anziehend, dies höchstens im Sinn eines zarten, bescheidenen Reizes genannt zu werden verdiente, geht schon aus jenen oben erwähnten Briefstellen aus Bürger's erster Liebeszeit hervor. Auch andere sie betreffende briefliche Notizen sprechen den ähnlichen Eindruck aus. Boie, welcher der Verbindung Bürger's ursprünglich entgegen war, urtheilte über die Töchter des Amtmanns Leonhart an Bürger gerichtet: „Die ältesten beiden sind ganz gute Mädchen, werden aber Dir nicht gefährlich werden, vor der dritten (Molly) würde mir angst werden, wenn sie schon wäre, was sie sein wird." In einem Briefe von Philippine Gatterer an Bürger (September 1777) wird Dorette erwähnt als: „Ihre liebe, sanfte Frau." „Ihre Frau Gemahlin," fährt die Briefstellerin alsdann fort, „sah sehr krank aus und schien nicht viel Lust zum Reden zu haben. Ich hoffte es wenigstens und schrieb ihr Stillsein ihrer Schwächlichkeit und keiner Abneigung gegen mich zu." Einige Monate später schreibt dieselbe Freundin an Bürger: „Ihre Frau saß so zärtlich und sittsam auf dem Kanapee, hatte sich und ihr Kind in einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonne." Von Dorettens sensitiver, scheu in sich zurückgezogener, keineswegs aber inhaltleerer und gefühlsarmer Natur giebt eine

Anmerkung Bürger's in einem Brief an Boie vom Jahre 1777 Kunde. Er schreibt diesem Freund: „Neulich bin ich hinter einige geschriebene Heimlichkeiten meiner Frau gekommen, die gar erstaunlich viel Anlage verrathen. Es ist aber ein gar schnurriges Weib. Von alle dem läßt sie keinem Menschen, am allerwenigsten mir was sehen. Wüßte sie, daß ich was davon ausspionirt hätte, so wäre Alles aus. Ich muß sie also in der Stille beginnen lassen und verstohlen sehen, was dabei herauskommt."

Daß trotz aller Demüthigung, die aus Bürger's Leidenschaft für Molly Doretten erwuchs, diese ihrem Gatten in treuer Liebe ergeben blieb, daß sie Eifersucht und Kränkung in sich überwand, davon hat er selbst Zeugniß abgelegt in der an seine Freunde gerichteten Todesanzeige, in der es, fast mit einem Anflug von Selbstanklage, heißt: „Außer vielen vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes meiner verklärten Lebensgefährtin hätte blos ihre ungeheuchelte, stets unverdrossene Güte und Liebe gegen mich weit mehr Erdenglück verdient, als ich ihr zu gewähren vermochte." Auch in dem vorerwähnten Brief an Elise Hahn bezeugt er Dorettens Hochsinn mit den Worten: „Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen."

Aber einen viel tieferen Einblick als diese Zeugnisse gewähren uns Dorettens eigene Briefe, namentlich wenn man genau die Zeitbestimmung derselben erwägt, worüber ich mir weiterhin noch einige Bemerkungen erlauben will. Zunächst folgt hier ein kurzer Auszug aus zwei derselben, beide an ihren Bruder Georg gerichtet. In dem ersten vom October 1782 heißt es: „Nun horch auf, sieh' einen so artigen Schwager hast Du vom Himmel empfangen, daß der den Tag Deiner Schwester feierte, ganz ohne mein Wissen, ganz aus eignem Trieb und mich noch obendrein mit einem gar allerliebsten Reisekleid beschenkt hat. Daß Du meine Freude und gute Laune nun nicht dem Reisekleid zuschiebst, da denke ich, hast Du denn doch zu viel Verstand zu, aber der Art, mit welcher ich's erhielt, dem Bezeigen, wie viel Freude Er selbst dran hatte, sieh, Georg, das bringt Leben und Weben in das neu erwachte Gefühl meines Herzens und ich bitte Gott herzlich, er wolle es so lassen, wie es jetzt ist.... O Georg, Gott laß mich nicht undankbar für die viele Güte sein, die er mir jetzt unter so manchen freudigen Begebenheiten erweist." — Der zweite, vom December 1782 schildert im Eingang die Freude, die sie darüber empfunden, daß sie ihren Leuten Weihnachtsgeschenke austheilen konnte. „Ich fühle in diesen Augenblicken, daß es doch Gefühle giebt, die alles Elend überwiegen und uns zu seligen Geschöpfen machen. Froh sein und fröhliche Geschöpfe zu machen, ist nach meinem Gefühl die innigste Dankbarkeit für die Güte unseres Gottes." „Uebrigens," folgt alsdann weiterhin in dem Brief, „sage nur immerhin alle dummen Grillen zum Henker, daß wir nun grade zum Unglück sollten geboren sein. Ich protestire öffentlich dawieder, besonders in meiner heutigen Laune. Es wird Dir schon gut gehen, Georg, Du bist ein guter Junge und sieh' nur, ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du weißt, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Wortes Anspruch machen konnte. Ich freue mich des herzlich, ob ich gleich für's Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe..... Dank noch, Georg, für Deine Sorge um meine Augen. Gott sei Dank, noch habe ich sie, dies ist Beweis davon. Auch glänzen sie gleich zwei hellen Sternlein des Himmels und lächeln dem Bruder meines Herzens Liebe und Dank für seine Liebe und die Versicherung ewiger Treue von seiner Dorette."

Sehr wesentlich, scheint mir, wird durch diese Briefe die Auffassung berichtigt, die man sich bis dahin, halb unwillkürlich, von Dorettens Leidensgestalt bilden mochte. Aus diesen Zeilen spricht nicht ein in Kummer verhärmtes, resignirtes Gemüth noch viel weniger ein schwer beleidigter, durch das zugefügte Leid herb gewordener Sinn, sondern ein inniges, frisches, gläubiges Gefühl. Wie sehr lächelt dieser Brief durch Thränen, wie sehr ersehnt er noch einen Sonnenstrahl des Glücks vom Geschick, wie sehr schmachtet er nach jedem freudekündenden Zeichen. Der ganze Grundton der Briefe ist auf Liebe, Hoffen, Sehnen gestimmt. Aber man liebt nicht mit erstorbenen Sinnen und einem gleichgültigen Herzen und die Vorstellung, die ja nicht ganz fern liegt, daß der erlittene

Kummer so auf Doretten gewirkt, daß er ihren Lebensmuth bis zur Apathie gedämpft, ihre Liebefähigkeit in Gleichgültigkeit verwandelt habe, ist, wie mir scheint, diesen brieflichen Zeugen gegenüber völlig unhaltbar geworden. Eine andere Auffassung wird nun namentlich auch noch durch die hierbei sehr ins Gewicht fallenden Zeitbestimmungen unterstützt. Diese verbreiten erst ein scharfes Licht über die sonst einer bestimmten Beziehung entbehrenden wiederholten Wendungen und Anspielungen, die in Dorettens Briefen von dem „neu erwachten Gefühl meines Herzens", von den „manchen freudigen Begebenheiten" u. s. w. sprechen. Der erste der Briefe fällt der Zeit nach sehr bald nach der Geburt von Molly's Sohn, der zweite vom December 1782 einige Monate später. Im April 1784 beschenkte Dorette Bürger aber selbst mit einem Töchterchen, welches bald nach dem im Juli erfolgten Tod der Mutter ebenfalls verstarb. Uebersetzen wir diese kahlen Ziffern in die Sprache der Begebenheiten, so besagen dieselben also ungefähr so viel: in der Zeit der Abfassung jener Briefe fand eine Wiederannäherung Bürger's an Dorette statt und diese Annäherung dauerte mindestens bis in die Mitte des Sommers 1783 und führte die beiden verbundenen, getrennten und wieder verbundenen Menschen abermals zur innigsten Lebensgemeinschaft. Unmöglich ist es nun allerdings bei dem Fehlen aller brieflichen Zeugnisse einen prüfenden Blick hierbei in Bürger's Gemüthszustand zu werfen. War es ein Rest der wiedererwachten alten Liebe, war es ein dem Schuldbewußtsein verwandtes Gefühl der Abbitte, das ihn Doretten zuführte, war es ein ernstgemeinter Versuch, diese durch die Liebe, die ihr so grausam entzogen worden war, dem Leben zu retten, war es nur die Ueberfülle der Kraft, die sich reich genug wähnte, um nach zwei Seiten gleichzeitig beglücken zu können? Niemand kann hier eine Analyse wagen. Aber um so offener liegt Dorettens Gemüthszustand vor uns und ein stärkeres Zeugniß für die, man möchte sagen, kindliche Harmlosigkeit ihrer Natur als in diesen Briefen zu Tage tritt, kann kaum gedacht werden. Mit welch' rührender Bescheidenheit versucht sie, weit entfernt von irgend einem Gefühl der Rancüne, von irgend einer Regung abweisenden Stolzes, dem Glück entgegen zu lächeln, das für sie in der wiedergewonnenen Liebe Bürger's liegt. Nur diesem einen Gedanken, nur diesem einen Gefühl ist sie bemüht ihre Seele zu öffnen und noch einmal wieder, den Frost des Kummers abstreifend, im Sonnenlicht die Schwingen zu regen, — wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit. „Ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du weißt, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Worts Anspruch machen konnte. Ich freue mich des herzlich, ob ich gleich für's Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe." Armes Weib, das so ganz selbstlos hingegebenes Empfinden in der Liebe für den einen Erwählten war und gleichwohl von diesem selbst die Nachrede „einiger Herzensgleichgültigkeit" ertragen mußte!

Schwieriger als Dorettens ist Molly's Gestalt zu zeichnen. Aller in Ueberfülle, namentlich in dem „hohen Lied", über sie ergossene dichterische Glanz gibt uns, da es sich doch meistens nur um Gefühlslaute handelt, kein Bild ihrer Person, an brieflichen Zeugnissen fehlt es vollständig. Wenn es in der „Abendphantasie eines Liebenden" u. A. heißt:

O, wie so schön dahin gegossen
Umleuchtet sie das Mondeslicht,
Die Blumen der Gesundheit sprossen
Auf ihrem schönen Angesicht,
Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,
Süß, wie bei stiller Abendluft,
Nach einem milden Sprüheregen
Der [illegible] Hyazinthe Duft.

so erfahren wir aus dieser und den vielen ähnlichen Schilderungen eben doch nicht mehr, als daß Molly u. A. auch durch den Reiz üppiger jugendlicher Gesundheitsfülle unwiderstehlich auf Bürger's Phantasie wirkte. Aber zur Charakteristik des zwischen ihr und Bürger bestehenden Verhältnisses läßt sich, wie mir scheint, ohne allzu großes Wagniß aus dem Gesichtspunkt eine Ergänzung liefern, daß Molly als der Gegenstand

von Bürger's höchstem Wunschverlangen, als das verkörperte Ideal seiner sehnsüchtigsten Träume und seines glühendsten Verlangens, nothwendigerweise das besessen haben muß, was er an Doretten vermißte. Berücksichtigen wir dies und ziehen wir Bürger's scharf ausgeprägte, in ihren Grundrichtungen nicht zu verfehlende Eigenart zu Rathe, so kommen wir zu einigen, schwerlich abzuweisenden Schlüssen in Bezug auf das Schwesternpaar, wodurch sich für uns denn auch Molly's Gestalt erhellt und deutlicher gegen Dorette gehalten abzeichnet. Was Bürger so mächtig zu ihr hinzog, sie in seinen Augen so hoch über sein Weib erhob, war vermuthlich in einigen Hauptpunkten, auf die uns eine unbefangene Würdigung der Umstände und Personen hinweist, gelegen. Ohne vielleicht einen Ueberschuß an Liebe aufzuweisen, liebte Molly, ihrem Naturell entsprechend, wahrscheinlich leidenschaftlich, Dorette dagegen ruhig-innig; sie umgab — worauf verschiedene Aeußerungen Bürger's hindeuten — mit immer neuen Beweisen leidenschaftlich empfundener Bewunderung das in diesem Punkt unersättliche Herz Bürger's; sie war Dorette an sinnlichem Reiz überlegen, wahrscheinlich auch an esprit, sprühender Lebendigkeit; und endlich noch ein Punkt, der mit nichten als ein gleichgültiger angesehen werden darf: außerhalb der Ehe stehend repräsentirte sie für Bürger's Empfinden die Poesie, Dorette die Prosa. An dieser haftete die Alltäglichkeit der Hausstandspflichten, die Last der Kinderstube. Unvermeidlich — unvermeidlich wenigstens für Bürger's Naturell und Auffassung — büßte sie daher in demselben Maaße die zauberische Anmuthsfrische der von aller Erdenlast befreiten Liebesschwärmerei ein als diese des Dichters Huldgöttin, seine „Molly-Adonide", in immer höherem Grade sich zu eigen erwarb, und in keinen gefährlicheren Gegensatz in der That als diesen konnte die arme Dorette treten: sie belastet mit der Verwünschung, die Bürger in einem Unmuthsausbruch in einem seiner Briefe dem „kalten, langweiligen, trägen Ehebett" nachschleudert, jene geschmückt mit allem Reiz der Phantasieverklärung*), leichtfüßig über Blumenteppiche dahinschwebend, umgaukelt von Amoretten.

Wenn wir auf diese Weise versucht haben, die Herzensbeziehungen aller Betheiligten nach ihrem inneren Wesen uns etwas näher zu bringen, Molly's und Dorettens Bilder in eine schärfere Beleuchtung zu rücken, Bürger's Gefühl für beide nicht einfach als ein Gegebenes, Untheilbares hinzunehmen, sondern in seine psychologischen Motive zu zerlegen und auszudeuten, so haben wir uns damit zunächst nur auf einen etwas erhöheten Standpunkt begeben, von dem aus sich ein freierer und weiterer Einblick in die Seelenthatsachen, aus denen die Verwicklungen erwuchsen, gewinnen ließ. Auch hier ist gleichwohl, soweit es sich dabei um Bürger's Charakter handelt, eine Ergänzung noch nothwendig, die sich aber erst aus der später zu betrachtenden Beziehung, in welche er mit dem „Schwabenmädchen" verflochten wird, gewinnen lassen wird. Nicht zur Erledigung gebracht ist dagegen die Frage, wie sich denn Bürger's Wesen und Charakter und sein Verhalten in der Doppelbeziehung zu den beiden Schwestern, ethisch betrachtet, eigentlich darstellt, ob wir da eine Abschätzung vorzunehmen überhaupt wagen können und nach welchem Gesichtspunkt dieselbe zu erfolgen haben würde, wenn sie ebensowenig einer lediglich subjectiven Gemüthsaufwallung als einem abstrakten Prinzip formaler

---

*) Man beachte, wie auch in den folgenden Zeilen Molly's Liebreiz grade darin besteht, daß Last und Noth nicht an sie herantritt, also in Beziehungen, bei denen ein für Doretten unerreichbarer natürlicher Vortheil der Lage auf ihrer Seite war:

> In weiche Ruh' hinabgesunken,
> Unaufgestört von Harm und Noth,
> Vom süßen Labebecher trunken,
> Den ihr der Gott des Schlummers bot,
> Noch sanft umhallt vom Abendliede
> Der Nachtigall, im Flötenton,
> Schläft meine Molly-Adonide
> Nun ihr behäglich Schläfchen schon.

Gerechtigkeit dienstbar sein soll? Bürger selbst hat sich stets lediglich auf das große Naturgesetz der Leidenschaft berufen, er ruft den „kalten Vernünftlern" zu:

> Die Sonne, sie leuchtet, sie schattet, die Nacht;
> Hinab will der Bach, nicht hinan;

und er macht die Anwendung dann auf sein Leben mit den Worten:

> Naturgang wendet kein Aber und Wenn.
> O kalte Vernünftler, wie zwinget ihr's denn
> Daß Liebe zu lieben verlernt?

Und an seinen Schwager Leonhart, einem jungen Menschen, der nach dem Tode Dorettens, verletzt durch das, was er über das Verhältniß von Bürger's Ehe nachträglich erst erfahren hatte, Bürger entfremdet worden war, schrieb dieser zu seiner und Molly's Rechtfertigung: „Nein, lieber Junge, wir waren weiter nichts als arme, unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in nichts weiter bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dies weder gegeben zu haben noch nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten als wir selbst...." Auch der Otto Müller'sche Roman über unseren Dichter stellt sich im Wesentlichen ganz auf den gleichen Standpunkt. Bürger wird nur sein späteres Verhältniß zu Elise Hahn als Verschuldung angerechnet, nicht das, was vorher liegt. Hier ist der Verfasser im Gegentheil überall bemüht gewesen durch eine Fülle feiner Zuthaten und bestechender Züge das Liebesgemälde so auszuschmücken, die dunklen Partien so in den Hintergrund zu drängen, daß Bürger nirgends unserer Sympathien verlustig zu gehen braucht und daß nur der diesem Eindruck gleichwohl nicht erliegen wird, der auf ein eigenes schärferes Zusehen nicht verzichtet. Wenn wir aber dieses üben, so wird, meine ich, alle Kunst des Dichters nicht zu verbergen im Stande sein, daß wir mit einem solchen Beurtheilungs-Standpunkt uns auf völlig brüchigem, rissigen Boden befinden, während wir auf stahlhartem, fest in sich geschlossenem Fundamente fußen sollten.

Für den Pflicht-Rigoristen, für denjenigen, der einfach etwa so raisonnirt: „Bürger hatte seinem ersten Weib Treue gelobt und ein bestimmtes Maaß pflichtmäßigen Verhaltens übernommen, folglich mußte er sich an dieser Richtschnur halten und folglich ist er als unsittlich zu verurtheilen, wenn er es nicht that," — ist der Bürger'sche Fall natürlich sehr einfach erledigt. Allein diese Art der Abfertigung erledigt insofern sehr wenig als sie der dämonisch schaltenden Gewalt des Liebegefühls keine Rechnung trägt. Ihrer Unzulänglichkeit gegenüber, scheinen diejenigen, welche dieses zum Selbstgesetzgeber erheben, welche ihm freie Bahn verstattet wissen wollen, die Bewahrer des Naturinstinkts zu sein. Einem so dürren Pflicht-Paragraphen halten sie das Wort Schiller's entgegen: „Ein Mensch, der wahrhaft liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht unter eigenen Gesetzen, lebt in einem erhöheten Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maaßstäbe nicht mehr auf ihn anwendbar sind", obwohl natürlich auch dieser Ausspruch nur eine negative Bedeutung hat, denn er giebt ja nirgends einen Hinweis auf einen positiven, zureichenden Maaßstab, er formulirt nur, insofern er abwehrt. Eine positive Ergänzung grade für die hier der Untersuchung bedürftigen ethischen Fragen habe ich an einer anderen Stelle, in dem Abschnitt: „Die ethischen Beziehungen der Liebe" in meiner Schrift: „Die Psychologie der Liebe" zu geben unternommen. Auf sie hinzuweisen wird mir hier um so mehr verstattet sein, als ich mir in dieser kurzen Skizze natürlich versagen muß, den Gegenstand in aller Breite zu erörtern und nur an einige Hauptpunkte erinnern darf. Was ich dort über den tragischen Conflict in der Liebe ausgeführt, findet ganz genau auf Bürger Anwendung. „Der volle moralische Gehalt des Menschen", sagte ich dort nach einer Feststellung dessen, was nothwendig zum Wesen des tragischen Conflicts gehört, „der wesentlich in der Treue gegen alles (nicht gegen ein einzelnes) Heiliggehaltene zu erblicken ist, tritt erst in der Endwirkung des tragischen Conflicts ans volle Tageslicht. Indem das sittliche Ideal im Triumphiren unterliegt, die Liebe, obwohl bezwungen, noch tödtlich zu

verwunden weiß, d. h. indem der Liebende, mag er in dem tödtlichen Conflict Eins oder das Andere wählen, den gezwungenen Abfall mit dem verspielten Einsatz seines Lebens bezahlt, kurz, indem sich an ihm der tragische Conflict in seiner ganzen Stärke vollzieht, bewährt er erst, daß das Heiligthum der Pflicht sowohl wie der Liebe in ihm eine Wahrheit und eine lebendige Kraft war." Wie lag der Bürger'sche Fall? Bürger war, wie auch Boie von ihm rühmt, im Ganzen eine zu biedere Natur, um sich von Vornherein mit jesuitischen Deutungskünsten selbst um das Bewußtsein und das Gefühl seiner Pflichten zu betrügen. Erst später, nachdem er dieselben einmal über Bord geworfen, versucht er es gelegentlich mit einer entstellenden oder beschönigenden Wendung. Aber der anfänglich schwere Kampf, den er gekämpft, bezeugt, wie hoch ihm das Heiligthum der Pflicht stand, wie theuer ihm das sittliche Ideal war: so zu handeln, wie ihm die gewissenhafte Erwägnng dessen, was er Anderen schuldig war, vorschrieb. Es drückte gewiß sein innerstes Empfinden aus, als er 1777 — die Stelle ist weiter oben bereits mitgetheilt worden — an Sprickmann schrieb: „Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere." In seinem Verhältniß zu Doretten handelte es sich ja auch nicht blos — dies darf man nicht übersehen! — um das Halten eines Gelöbnisses, weil dasselbe nun einmal gelobt worden war, nicht blos darum, daß einem zu Recht bestehenden Anspruch genügt wurde, weil derselbe nun einmal zu Recht bestand, sondern gleichzeitig darum, daß, indem Bürger dem magnetischen Zug der Leidenschaft für Molly folgte, er ein ihm ganz in Treue ergebenes, seinem Wort vertrauendes Herz auf's Schwerste, vielleicht (wie dies der Ausgang denn auch bestätigte) unheilbar, bis auf den Tod verwundete. Jede edelmüthige Regung seines Innern, jeder loyale und großmüthige Gedanke seiner Seele stand daher auf Seiten Dorettens, es war kein irgendwie verblaßtes und verkümmertes, sondern das volle sittliche Ideal, welches ihm innerlich zurief: Dort ist Deine Stelle und wenn Du dort wankst, so verräthst Du Alles, was Pflicht, Mannesehre und Großmuth von Dir heischen. Anders könnte das Verhältniß erscheinen, minder klar ausgesprochen, minder schroff verletzend, wenn Bürger's später gemachte Angabe, daß Dorette sich entschlossen gehabt habe sein Weib nur zu heißen, die Schwester es zu sein, buchstäblich richtig gewesen wäre, wenn man also etwa die Vorstellung einer innerlich vollzogenen und unter allseitigem Einverständniß durchgeführten, nur vor der Welt aus äußerlichen Gründen nicht declarirten Scheidung festhalten könnte. Allein aus den vorher angeführten Thatsachen wissen wir, daß dem nicht so war, wir wissen, daß Bürger's Weib sein Weib blieb bis zum Lebensschluß und den Tod bereits im Herzen, dem Familienkreis noch neues Leben zuführte.

Neben diesem sittlichen Ideal, das also in voller Geltung für Bürger bestand, hatte sich das Ideal einer Liebe gestellt, die, weil sie ihm die tiefinnerste Befriedigung seines Wesens, die inhaltvollste Beseeligung seines sinnlichen wie seines geistigen Menschen versprach, ihn nicht minder mit unzerreißbaren Banden umschlang. Nicht minder als das sittliche Ideal durfte auch dies ihm als ein Heiligthum erscheinen, dem zu entsagen Entweihung und Abfall war. Ein tragisches Schicksal, „der Conflictsfall zwischen zwei gleich mächtig wirkenden Potenzen im Innern des Menschen" war entstanden und mochte Bürger nun Molly für Dorette oder dieser für jene entsagen, mochte er dem Heiligthum des sittlichen Ideals oder dem Heiligthum seiner neu erstandenen Liebe Treue halten, immer konnte er den ethischen Vollgehalt seiner Natur nur dadurch bewähren, daß der Conflict sich an ihm tragisch vollzog d. h. daß er in demselben zu Grunde ging, daß sein Lebensschiff an den unlösbaren Widersprüchen wie an Felsenriffen völlig scheiterte oder zum entmasteten Wrack wurde. Das Umgekehrte vollzog sich aber: Bürger rettete sich und ließ Dorettens Lebensschiff zu Grunde gehen. Und wenn die Entwicklung sich noch etwa in der Art gestaltet hätte, daß Bürger sein Weib völlig aus den Augen verlor, daß sie aus seinem sinnlichen Gesichtskreis entrückt wurde und daß er daher die schlimmsten, unmittelbaren Folgen seines Thuns gar nicht gewahr werden konnte, nicht eher mindestens als bis es zu spät, zu spät selbst für eine unfruchtbare Reue geworden war. Aber auch dieser wenigstens mildernde Umstand fehlt in dieser unheilvollen Ver-

wicklung und was dem Bürger'schen Fall so entstellende Züge verleiht, was ihn so sittlich-abstoßend gestaltet, ist vor Allem also eben dies, daß zwischen dem in Molly realisirten Liebesideal und Allem, was Bürger bewegen mußte, Dorette, die Mutter seiner Kinder, die ihm völlig in Liebe ergebne, mindestens aus Edelmuth nicht tödtlich zu verwunden, daß zwischen diesen beiden Potenzen nicht etwa ein tragischer Conflict mit einem sich gegen Bürger richtenden zerstörenden Ausgang entsteht, sondern statt dessen ein liebegirrendes und schwelgendes Verhältniß an der Seite der sterbenden, aus dem Sonnenlicht der Liebe verbannten Lebensgefährtin. Da kommt denn jener grausam-selbstische Zug, der sich so leicht bei Personen von höchstgesteigerter Sinnlichkeit findet und der auch Bürger eigen war, auf eine erschreckliche Weise zu Tage. Jene grausam-selbstische Kälte nach der einen bei allem Liebesfieber nach der anderen Seite weht uns übrigens aus manchen Stellen seiner Briefe an. Es schnürt das Herz zusammen, wenn er kurz vor dem Tode Dorettens ihr hoffnungsloses Dahinschwinden trotz der „durstigsten Liebe zum Leben" an Georg Leonhart mit dem Bemerken meldet: „Es ist ohnstreitig eine außerordentliche Gnade und Vorsehung des Himmels, daß ich mich wenigstens noch soviel an Leib und Seele dabei aufrecht erhalten habe. Gott mache Alles nach seiner Barmherzigkeit. Ich weiß, er wird es gut machen." Und wenn er zu dem letzten Lebenswunsch der Sterbenden, der sonst als heilig gilt, nichts weiter zu sagen weiß als: „Die Kranke hat in diesen Tagen einigemal den Wunsch geäußert, Dich zu sehen. Aber das wird wohl nicht angehen, Du würdest Dir auch hier jetzt nur Schmerz und Traurigkeit holen."

Soviel zur Würdigung von Bürger's Charakter in seinem Verhalten zu seinem Weibe, zur Würdigung des Anspruchs, daß er, unter der Gerichtsbarkeit der Liebe stehend, von jedem Makel freigesprochen werden müsse, ein Anspruch, der in seinem Fall eben nicht zu Recht besteht und nur bei einer gedankenlosen Auffassung des ethischen Grundverhältnisses für begründet erachtet werden kann. Aber Bürger, obwohl kein makelloser Charakter, obwohl unedlen Handelns fähig, wenn ihn das sinnlich heiße Blut über Gebühr stachelte, war gleichwohl keine unedle und namentlich keine seichte Natur. Selbst die Gefahr, die seinem wollüstig gestimmten Naturell sehr nahe lag, daß er dem eigentlichen Don Juanismus verfiel, überwand er glücklich. Bei aller ausgesprochenen Vorliebe für das weibliche Geschlecht, war sein Liebessehnen und Trachten nicht dem Geschlecht als solchem, sondern einer einzelnen Erscheinung gewidmet, der er unablässig und unwandelbar all' sein Sinnen zuwandte, so lange sie im Leben weilte. Der Zauber von Molly's Wesen erlosch für ihn nie, kaum daß er je an Stärke abgenommen zu haben scheint, so ganz befriedigte sie das höchste Wunschverlangen, dessen er fähig war. Ergreifenderes wie seine Todtenklage um ihren Verlust ist kaum je in ungesuchteren und doch so tief rührenden Schmerzenslauten ausgeströmt worden. Einige Stellen derselben mögen hier noch Aufnahme finden, da die fernere Kritik von Bürger's Charakter wesentlich an diese Aeußerungen anzuknüpfen haben wird. „Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen," schreibt er 1786 an Boie, „aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr wie bisher, mein Herz auf das Schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief als einst meine unendliche Liebe, ebenso tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O, wie könnte ich ihrer vergessen? Ach, ihrer, ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang, mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte! Ihrer, durch welche ich bin, Alles, was ich bin und nicht bin. Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes sowohl als Geistes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich wieder ganz zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurückrief und in einen lichten Freudenhimmel emporzuheben anfing! — Ach und wozu? Um so schnell, so auf einmal mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen besseren Leben fahren und noch tiefer in die

vorige Nacht zurücksinken zu lassen! O, Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien.... Ach, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechtes war. Könntest Du die Stimmen, auch der gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil ausfallen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichtes, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrlost war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es, und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, Alles verzehrenden Liebe zu Buche. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufdringen sollen.... Doch wozu noch viel Worte? Hin ist hin, verloren ist verloren! Das ist die Hauptsumme von Allem. Wären meine Kinder nicht, so würde der sehnliche Wunsch mich je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehn, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist? Ah! Te meae si partem animae rapit maturior vis, quid moror altera, nec carus aeque nec superstes integer? Ille dies utramque ducet ruinam etc."....

So Bürger! Wer sollte denken, daß in dem Tempel, der von dieser beredten Schmerzensklage ertönte, fast unmittelbar darauf das Geflüster und buhlerische Gekose der niedrigsten Liebeshändel vernommen wird. In den für eine nüchterne Erkenntniß von Bürger's Charakter überhaupt unschätzbaren Briefen seiner Schwester, Friederike Müllner, aus dem Jahre 1789, lesen wir fast nichts als Mittheilungen von Liebesintriguen und Liebeskomödien, deren nichtiger Inhalt in dem widerwärtigsten Abstich zu dem großen Schmerz, der den Dichter eben erst betroffen, steht. Noch mehr. In einem an seine spätere Schwiegermutter, Frau Hahn, gerichteten Brief aus dem Jahre 1792 bekennt Bürger sich, offenherzig genug, zu einem ehemaligen vertrauten Umgang mit einer verheiratheten anrüchigen Dame aus Göttingen, „deren Umgang" — fügt er hinzu — „ich aber schon vor fast 4 Jahren gänzlich entsagt habe, nachdem ich überzeugt wurde, daß sie eine liederliche Frau war, die im Stande war ½ Dutzend Liebesintriguen zu gleicher Zeit zu unterhalten." Vor fast 4 Jahren, — also nur zwei Jahre nach Molly's Tod hatte Bürger schon einem Verhältniß abermals zu entsagen, — wann dasselbe begonnen, erfahren wir daraus gar nicht einmal. Nicht die kurze Spanne von zwei Jahren hindurch schützte ihn der Talismann einer Liebe, der er nur soeben noch, von Schmerz überwältigt, nachgeseufzt hatte: „O, wie könnte ich ihrer je vergessen!" Aber mag man dies auch auf Rechnung einer bei Bürger's Naturell entschuldbaren Libertinage setzen, mag man darin weniger einen Beweis für die geringe Wahrheit seines Gefühls als einen Act der Selbstbetäubung gegenüber dem Uebermaaß des ihn erdrückenden Schmerzes erblicken, wie in ähnlicher Weise Holtei nach dem Tode seiner ersten Frau dies von sich bekennt, so findet eine solche Erklärung auf die übrigen Verhältnisse keine Anwendung. Anstößiger, eben weil anständiger, ist mir daher auch das in den Briefen von Bürger's Schwester hauptsächlich commentirte Verhältniß zu Frau Dr. Kaulfuß. Denn obwohl sich dasselbe wohl nur in den Grenzen einiger schönthuenden verliebten Reden, einiger Anschwärmerei und Sonetten-Begeisterung (die Sonette: „Der Entfernten" im Göttinger Musenalmanach von 1790*)) gehalten haben

*) Das erste dieser Sonette, das nach den Erläuterungen von Friederike Müllner's Briefen auf Frau Dr. Kaulfuß bezogen werden muß, wie auch Strodtmann annimmt, lautet:

O wie soll ich Kunde zu ihr bringen
Kunde dieser ruhelosen Pein,
Von der Holden so getrennt zu sein,
Da Gefahren lauernd mich umringen?

dürfte, obwohl alles Hierhergehörige, von Friederike Müllner in ausführlichster Breite hin und her gewendete Material immer nur den Eindruck einer aufgebauschten Liebelei, einer Comödie macht, in der sich auf beiden Seiten hauptsächlich nur die Eitelkeit aufbläht, so ist doch andererseits nicht zu bezweifeln, daß Bürger in dieser Comödie als ein sehr antheilnehmender Schauspieler agirte. Und eben daß er das leisten konnte, daß ihn nicht ein Unbezwingliches hinderte, sein Herz, den Friedhof eines großen Schmerzes, zum Tummelplatz fader Alltäglichkeiten, gewürzt nur durch die Lust der Selbstbespiegelung, zu machen, das gewährt einen tiefen Einblick in das Wesen des Mannes und giebt auch einzig den Standpunkt an, von dem aus das Verhältniß zu Elise Hahn seine Erklärung und Beurtheilung zu finden hat.

Friederike Müllner's Briefe sind sehr aufmerksam zu lesen und bilden alsdann einen durch alle anderen an Bürger gerichteten Briefe nicht zu ersetzenden Beitrag für eine intime Charakteristik der Personen und Verhältnisse. Ihrem Bruder von Kindesbeinen an mit der wärmsten schwesterlichen Anhänglichkeit ergeben, ward sie von diesem selbst als ein Seitenstück seines Wesens anerkannt und gefeiert. Er widmete ihr die Zeilen:

Sie ist Geist von meinem Geist,
Herz von meinem Herzen,
Ist wie ich zur Lust gestimmt
Und wie ich zu Schmerzen.

Eine sehr offne, ungestüme, warmfühlende, aber in der Bildung völlig vernachlässigte und dadurch einigermaßen verwahrlosete und unfeine Natur drückt sie, was sie einmal zu sagen vorhat, stets einerseits mit der naturwüchsigsten Naivetät, andererseits mit der rücksichtslosesten Derbheit aus. Immer nur darauf bedacht, daß ihr Lieblingsbruder die größtmöglichste Summe an Vortheil und Nutzen aus Allem, was er beginnt, erzielen möge, zermartert sie ihren Kopf damit, theils wie sich aus den angeknüpften Beziehungen Bürger's zu Frau Dr. Kaulfuß trotz des hinderlichen Umstandes, daß dieselbe verheirathet war, Seide spinnen lasse, theils ob das zur Schau getragene Gefühl der letzteren für ihren Bruder echt oder unecht sei. Und in dieser Beziehung überbietet sie Bürger bei Weitem an echt weiblicher Spürkraft und Scharfsinn. Dieser hatte zuerst, wie es scheint, mit seiner Liebe hinter'm Berge zu halten versucht, wird aber damit von der nicht zu verblüffenden Schwester kurz und drastisch mit dem Bemerken abgefertigt: „Daß ich jene Liebe, die Du zu der Kaulfuß gefaßt hattest, merkte, das weißt Du. Daß sie gewiß edler Art war, weiß ich auch und daß sie sich blos auf ihren Geist und ihre edleren Theile einschloß." Im weiteren Verlauf kam Friederike Müllner aber von ihrer anfänglichen Begünstigung jenes Verhältnisses gänzlich zurück und zwar weil sie sich überzeugt zu haben glaubte, daß es sich dabei nicht um ein ernstlich gemeintes Gefühl handle. „Ich mag nie wieder ein Wort von dieser Liebe hören," schreibt sie in einem späteren Brief, „sie ist, so wie ich es jetzt beurtheile, nur ein Quodlibet, sie spielt Dir als eine gute kluge Actrice eine schöne Comödie für. O wie weit anders war Guste, (Molly), Gott, was hätt' ich für die Alles thun und aufopfern können, ich kann mich ordentlich nach ihr in der Ewigkeit sehnen. Junge, Du bist von jenem Engel an einen Teufel gerathen." Und weiterhin in demselben Brief: „Glaub' mir, die Kaulfuß liebt Dich nicht echt, sondern

---

Hüll' ich, der Entfernten sie zu singen,
In den Flor der Heimlichkeit mich ein:
Ach! so achtet sie wohl schwerlich mein,
Und vergebens muß mein Lied verklingen.

Doch getrost! Zerriß nicht als sie schied
Laut ihr Schwur die Pause stummer Schmerzen:
„Mann, Du wohnest ewig mir im Herzen!" —

Diesem Herzen braucheſt du, o Lied,
Des Verhüllten Namen nicht zu nennen;
An der Stimme wird es ihn erkennen.

nur zum Temperaments-Zeitvertreib. Ich habe jetzt die paar Tage zu ernstlich drüber nachgedacht, habe Alles erwogen, und betrachte sie überdies mit unbefangeneren Augen als Du. Du sagst: mein Herz hängt so sehr an ihr, als es irgend noch an einem Gegenstand zu hängen fähig ist. Das ihrige hängt nicht so an Dir, das weiß ich gewiß, es hat dazu auch gar keine Beständigkeit und Gleichheit in sich liegen. Ihre Liebe zu Dir ist nichts weiter als Capriolen und Comödien." Bürger hatte keine Zeit sich zu überlegen, ob er diesen Warnungen und Abmahnungen folgen solle, denn grade zu der Zeit der Abfassung dieses Briefes (November 1789) erhielt er das im Stuttgarter „Beobachter" abgedruckte Gedicht eines „Schwabenmädchens", das sofort bei ihm zündete und die Ursache und Einleitung der unheilvollen Schlußkatastrophe seines Lebens wurde.

Das Thatsächliche derselben ist genügend bekannt, um hier nur in der kürzesten Weise in Erinnerung gebracht zu werden. Die Verfasserin des so bekannt gewordenen Gedichts, das mit den Worten:

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie's Keiner kann!

beginnend in den nächstfolgenden Versen Bürgern eine unumwundene Liebeserklärung und zum Schluß einen förmlichen Heirathsantrag machte, Elisabeth Hahn, Tochter einer nicht unvermögenden, in Stuttgart lebenden Wittwe, ward 1790 Bürger's Weib. Schon nach 2 höchst unglücklich verlebten Jahren leitete Bürger den Scheidungsproceß wegen Ehebruchs ein und das Gericht sprach die Trennung der Ehe auf Grund der von Elise Hahn selbst zugestandenen, mannigfachen und schimpflich gravirenden Schuldbeweise aus. Der widerliche Verlauf in seinen Einzelheiten gehört nicht hierher. Wer denselben aber in dem vierten Bande des Bürger'schen Briefwechsels sich näher angesehen und die Lage des gleichzeitig getäuschten, in seinem Selbstbewußtsein und seiner männlichen Eitelkeit gedemüthigten und vor der Welt beschimpften Mannes erwägt, wird nichts daran zu verwundern finden, daß selbst die ungemein kräftige, obwohl bereits erschütterte Gesundheit des Dichters dem Schlage nicht widerstand. Mannigfache hinzutretende Verdrießlichkeiten boten einem sich entwickelnden Brustleiden reichliche Nahrung und nur 2 Jahre später erlag Bürger 46 Jahre alt, der tödtlichen Krankheit. Kummer, getäuschte Erwartungen und gesteigerte öconomische Bedrängniß bildeten das Geleite seiner letzten Lebenstage.

Elise Hahn war, als sie mit Bürger die Ehe einging, erst 21 Jahr alt, Bürger dagegen zählte grade das doppelte Alter. Wenn wir diesen Umstand als ein Moment, welches erschwerend auf eine harmonische Gestaltung des geschlossenen Bundes einwirkte, in billige Erwägung zu ziehen haben, so läßt sich auf der anderen Seite doch nicht verkennen, daß Bürger's dritte Gattin eben schlechtweg nicht ethisch beanlagt war, daß sie sich in die pflichtvolle Stellung der Ehefrau nicht zu finden wußte und daß ihr ein gewisses, ihrer Stellung entsprechendes Bewußtsein von nationalliterarischer Verantwortlichkeit an der Seite des Dichters völlig abging. Bürger irrte darin, und zwar in einer für ihn sehr verhängnißvollen Weise, daß er der aufrichtigen Selbstschilderung, in der er dem jungen Mädchen sein vergangenes und gegenwärtiges Leben beichtete, ein zu großes Gewicht beilegte. Wer dieselbe aufmerksam gelesen, wird den Muth des Mannes zu ehren wissen, der trotz seiner Eitelkeit es über sich gewinnen konnte, so offenherzig und unverstellt sein Inneres und Aeußeres mit allen Schwächen darzulegen. Aber für Elise Hahn sind das vermuthlich völlig verlorene Worte gewesen, deren Ernst ihr gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Sie träumte sich ein sybaritisch-sinnliches Liebesleben, wie es nach ihrer Auffassung Molly mit Bürger geführt hatte, und als ihr dies an Bürger's Seite nicht zu Theil ward, gab es für sie keine Erwägung mehr, die sie innerhalb der Schranken ihrer übernommenen Stellung und Pflichten festzuhalten vermocht hätte. Wäre Bürger im Stande gewesen, die vulgäre, aber den Personen genau angepaßte Auffassung seiner Schwester sich anzueignen, so wäre ihm diese letzte unglückliche Verwicklung seines Lebens erspart geblieben. Denn noch ehe dieselbe eingetreten war, sprach diese das entscheidende Wort. Roh im Ausdruck, aber von der ihr eigenthümlichen nüchternen Verständigkeit

und von durchdringendem Scharfblick ist es, wenn sie ihm 1790 schreibt: „Aber sage mir, willst Du alter abgeliebter Krepel denn wirklich im Ernst den abenteuerlichen Ritterzug nach Stuttgart beginnen? Junge, Junge, das Mädchen wird Dich fenstern, mein Alter sagt, sie stellt sich rarere Sachen unter dem großen Bürger vor. Als er ihr Gedicht las, sagte er: die Frömmigkeit läßt sich wirklich noch bei ihm halten. Kurz, sie wird betrogen mit Dir; aber nun, wenn Du es nur nicht auch mit ihr wirst. Da wäre es weniger zu vergeben, denn Du hast ja die 40er Jahre nun erreicht." Gewiß ein prophetisches Wort in Hinblick auf den Verlauf und den unglücklichen Ausgang von Bürger's dritter Ehe!

Als im Sommer 1791 das Zerwürfniß des Dichters mit seiner jungen Frau, der eingetretene Zerfall des Ehe- und Hausstandes bereits offenkundig geworden war und die nächstbetheiligten Kreise Göttingens mit Gerüchten erfüllte, die achselzuckend von Haus zu Haus getragen und von der Scandalsucht weiter verbreitet wurden, schrieb Caroline Böhmer an L. W. Meyer von „Bürger, dem Ehemann, an dem sich die Schatten seiner seeligen Frauen in der lebendigen rächen." Und gewiß, es liegt etwas von dem unerbittlichen Walten der Nemesis in dem unseligen Verhängniß, das der Dichter über sich heraufbeschworen. „O, wie könnte ich ihrer je vergessen!" Wie war es möglich, daß er je im Ernst daran denken konnte, Molly eine Nachfolgerin zu geben? Sie, die ihm Alles in Allem gewesen war, konnte er so ganz verabschieden, daß er mit leichtbeweglicher Phantasie einer Anderen zusang:

Holdes Bild, das jede Stunde
Vor der Phantasie mir schwebt,
Sag, ob auf dem Erdenrunde
Dein wahrhaftes Urselbst lebt,
Bist Du wesenlos und nichtig?
Täuschung, die mein Hirn gebar?
Oder stellest Du mir richtig
Ach! — mein Schwabenmädchen dar?

Warum schweigt mir nun die Kehle
Die so süßen Zauber sprach
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach?
Läuft der Strahl, aus Gold entsponnen,
In ein Spinnenfädchen aus?
Ist das Glück, das ich gewonnen,
Ein geträumter Götterschmauß?

r von sich selbst klagt,
usgefallen seien, nur
eine Laute zu solchen
wenn man sich gegen-
n seiner Sinnlichkeit)
war. Ein so leiden-
nne emporgetragenes
hätte, nachdem es die
ihn auch noch in der
jeden Versuch einer
en Punkt verwundbar
nicht etwa verblaßt,
ereits im Sinken, ihr
Selbst, wie es einzig
n seinem Liebesgefühl
zu verdrängen, denn
n sie überbieten), daß
en gewissermaßen aus

Daß er, auf der Mittagshöhe des Lebens angelangt, der Mann, de
daß seine Schwungfedern aus Geist und Leib zum Theil schon a
4 Jahre nach dem Schiffbruch seiner liebsten Erdenhoffnungen s
Tönen stimmen konnte, davon ist die Möglichkeit nur einzusehen,
wärtig hält, daß Bürger's Bedürfniß bewundert zu werden (nebe
das Hauptelement seines Liebegefühls, seiner Liebesschwärmerei
schaftlich empfundenes, so von der vollen Kraft der Seele und Si
Gefühl wie seine Liebe zu Molly hätte Stand gehalten d. h. es
schönsten und kräftigsten Jahre seines Lebens hindurch gedauert,
Erinnerung mit unzerreißbaren Banden umschlungen und ihm
Erneuerung, jeden Abfall verwehrt, wenn es nicht in diesem ein
gewesen wäre. Als Molly Bürger entrissen wurde, war ihr Bil
die Kraft ihres den Dichter so beglückenden Liebreizes nicht etwa b
Liebesstern stand auf der Höhe seiner Laufbahn; wenn ihr ganzes
und unnachahmlich nur in ihr lebte, es war, das der Dichter i
umschlungen hielt, so war sie auch aus seiner Erinnerung nicht
Niemand konnte ihr in allen Punkten so gleichen (geschweige den
ein neues Bild an die Stelle des früheren treten und dem Liebend

denselben Zügen entgegenzulächeln scheinen konnte. Am allerwenigsten war diese Metamorphose in des Dichters Lebensalter und nach der Gewalt, mit der die Liebe zu Molly in ihm Jahre hindurch gewirkt, eine natürliche, und ebensowenig wurde sie durch die Persönlichkeit des „Schwabenmädchens" unterstützt*). Wenn aber ein Hauppton in Bürger's Gefühl für Molly, wie ich schon oben hervorgehoben, wahrscheinlich in der Richtung lag, daß er sich durch die ihm ungeschmälert und leidenschaftlich entgegengebrachte Bewunderung unendlich beglückt fühlte, dann freilich war jene Metamorphose nicht mehr undenkbar, dann konnte ein weibliches Wesen, das jene empfindliche Seite des Dichters mit schmeichelnder Berührung streifte, der Vielgeliebten Züge anzunehmen scheinen, wie wenig sie auch derselben gleichen mochte, dann erklang Molly's „Flötenton" aus der

Kehle,
Die so süßen Zauber sprach.
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach.

Und hier eben ist es, wo man meines Bedünkens von einem Walten der Nemesis in des Dichters Leben wohl reden kann. Denn er wird an Leib und Leben in demselben Wesenszug gestraft, mittelst dessen er sich selbst auf Kosten eines anderen Wesens, dessen Glück und Leben er dadurch vernichtete, ein Glück erschuf. Was ihn trotz der Warnungen seines besseren Selbst von Dorette fort zu Molly zog, was ihn diese erfassen, jene preisgeben hieß, das war zum großentheil wesensgleich mit dem, was ihn dann wieder Molly's theuerem Schattenbild untreu werden ließ, um dem Schmeichelton der Huldigung des Schwabenmädchens zu lauschen. Was ihm dort ein Paradies eintrug, weil er es über sich gewinnen konnte ein anderes Lebensglück zu verrathen, das überantwortete ihn hier der Verdammniß, weil die, die er an seine Seite zog, sein Lebensglück verrieth, und das Naturgesetz der entbrannten, rücksichtslos ihr Ziel verfolgenden Leidenschaft, das er dort für sich anrief, wandte hier, wenn auch in einer viel niederen Sphäre, seine Spitze gegen ihn. Aber wenn Bürger's letzte Schicksale, in solchem Zusammenhang betrachtet, nicht außerhalb der Grenzlinie der vergeltenden Gerechtigkeit heraustreten, unser sittliches Empfinden also nicht ohne einen gewissen Eindruck der Sühne von ihrer Betrachtung sich abwendet, Bürger als Mensch, als Dichter, als schaffende Kraft, in der das göttliche Feuer der Begeisterung in seltener Fülle emporloderte, steht unserem Gefühl doch zu nahe, als daß sein tragisches Ende nicht den vollsten Anklang der Sympathie in unseren Herzen wecken sollte. Nirgends, finde ich, versöhnt uns der Dichter mehr mit sich selbst, nirgends erscheint uns Molly's Gestalt und sein Gefühl für dieselbe rührender und reiner als in dem bekannten letzten Sonett, das er ihr gewidmet. Als der letzte Flitter der Eitelkeit seinem Dichten und Trachten abgestreift ist, als er, mißhandelt und verrathen, wie aus einem schweren, schweren Traum erwachend die Blicke in die Oede seines Lebens umhersendet, nach einem Trosteszeichen ausspähend, steht sie wieder vor ihm da, die er von Blindheit geschlagen, vergessen konnte und wie anmuthig gestaltet er nun das Bild im Liede, wie verklärt taucht die Gestalt der Geliebten noch einmal vor uns auf, die mit liebevollem Scherz leise strafend auf seine Selbstanklage antwortet.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen wie geschworen.

---

*) Ungemein charakteristisch für die Situation ist der von Elise v. d. Recke im „Gesellschafter" (1823) nach einer brieflichen Mittheilung Bürger's berichtete Zug, wonach der erste Eindruck von dem Portrait des Schwabenmädchens, einer „hardie Brunette", ein Bürger beängstigender war. Ihm schwebte „Molly mit den blonden Locken und dem sanften Blick" warnend vor Augen. Als er aber den zärtlichen und huldigenden Begleitbrief gelesen hatte, verschwand diese Anwandlung und das Bild machte ihm nun den angenehmsten Eindruck.

Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach! zu kurzer Wonne mir geboren.

Weinend wie zur Sühne hub ich an:
„Wahn, daß ich Dich, Engel, fände wieder,
Zog in's Netz der Heuchelei mich nieder".

„Wisse denn, o lieber blinder Mann",
Sagte sie mit holdem Flötentone,
„Daß ich nirgends als im Himmel wohne".

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

IV.

Was ist die Moral?

Littré in seinem vortrefflichen Dictionnaire definirt sie folgender Maßen: „Die Moral besteht in der Erkenntniß der menschlichen Pflichten und in der Verbreitung dieser Erkenntniß." Erschöpft wird freilich der Gegenstand mit obiger Bestimmung nicht, aber sie trifft immerhin den Hauptpunkt der Sache und das will schon viel heißen. Um so mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, daß seit der — Erfindung der Moral die tiefsten Denker über das Wesen derselben sich nie so recht einigen konnten. Der von Heine so hochgeschätzte Philosoph Courrier behauptet, es gebe zwei Arten von Moral, nämlich die öffentliche, welche Sokrates verletzt haben soll, und die morale particulière, welche von der vorigen total verschieden sei. Um die heikle Frage noch complicirter zu machen, tritt nun ein moderner Satriker mit einem noch verblüffenderen Votum ins Treffen, ich meine Victorien Sardou. Dieser gewandte Dramatiker legt nämlich einem gewissen Herrn Benoiton den Ausspruch in den Mund, es gebe nicht weniger als vierundzwanzig Arten von Moral: eine geschäftliche, die nicht die öffentliche Moral sei, eine private, die nichts mit der religiösen Moral zu thun habe u. s. w. u. s. w. Kurz, da finde sich noch Einer zurecht!

Sicher ist, daß in Frankreich noch niemals divergirendere Ansichten über diesen Punkt herrschten und daß noch nie so viel über die Moral gesprochen wurde, als gegenwärtig. Sie ist in die Mode gekommen. Kein größerer Unterschied als zwischen ihr und der honetten Frau: sie macht viel von sich sprechen. Sie zeigt sich überall, man debattirt über sie, man lobt sie, man lacht sie aus. Aber nur heimlich, denn Jedermann ist so „moralisch", sie für einen sehr liebwerthen — Begriff zu halten.

Der Erste, der ihr seine Huldigung entgegen bringt, und der Energischste zugleich, ist kein Geringerer, als Monsieur Wallon, der Minister des öffentlichen Unterrichts. Er hat nämlich an die Rektoren der Akademie und die Professoren der Universität ein entschiedenes Rundschreiben gerichtet, worin er sie ersucht, im Interesse des obgenannten Begriffs ihren Schülern nur moralische Vorlesungen zu halten. Wahrscheinlich schwebten Herrn Wallon jene Verse Voltaire's vor, wo der edle Boyer die Buchdruckerkunst verdammt . . .

Cet art, disait Boyer, a troublé des familles.
Il a trop raffiné les garçons et les filles.

Ich fürchte, wenn es nach dem Willen des Ministers ginge, so würde Frankreichs zukünftigen Studenten der größere Theil alter und neuer Klassiker kaum dem Namen nach bekannt sein.

Aber die Moral liegt in der Luft. Auch ein Bildhauer der Provinz fühlte das Bedürfniß, aus seinem wohlthätigen Dunkel heraus und auf die Rednerbühne zu treten. So hielt er denn einen vielbesprochenen Vortrag, der zur Apologie des Feigenblattes sich gestaltete. Also nach den Schleiern, womit Herr Wallon die Klassiker bedeckt, soll nun

auch Apollo Beinkleider und Aphrodite das Bernini'sche Hemd anziehen? Die Geister, wie die Augen sollen verurtheilt sein, nichts zu sehen? ... Hat man denn vergessen, daß gerade die Sucht zu verbergen die menschliche Neugierde reizt?

Als Dritter gesellt sich diesen Moralpredigern ein Mann, um den es mir in der Seele weh thut, daß ich ihn in der Gesellschaft seh': Paul Féval. Von diesem auch in Deutschland bekannten geistreichen Romanschriftsteller ist es schlechterdings nicht zu verstehen, wie auch er die Bretter betreten konnte, um dem Publikum eine moralische Reform des Theaters vorzuspiegeln. Und das hat er denn auch in der That versucht, indem er in den Matinées des Gymnase dramatique einige Vorträge über sein Théâtre pour tous hielt und im Ambigu Comique kurz darauf eine Novität aufführen ließ, die ohne Zweifel den Grund-, Eck- und Edelstein seiner Zukunftsbühne bilden sollte, das Drama „Bellerose".

Théâtre pour tous, diesen besänftigenden Titel giebt der Dichter seiner projectirten Schöpfung. Féval umgeht nämlich mit beharrlicher Schlauheit das Wort „Moral". Er ist viel zu geistreich, um mit dieser Etiquette sein Unternehmen zu gefährden, denn er weiß wohl, daß die „Moral" ganz angethan wäre, die leichtlebigen Pariser gründlich abzuschrecken. Er spricht also blos von einem nothwendigen „Theater für Alle", das sich die rein unmögliche Aufgabe stellen soll, ein Repertoire zu schaffen, das dem Geschmack von Groß und Klein, Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet entgegenkommen und eine veredelnde Wirkung auf die Herzen und Geister ausüben soll. Mit anderen, nicht Féval'schen Worten: ein moralisches Theater trotz alledem und alledem.

Féval erzählt des Weitläufigen, wie der reformatorische Gedanke in ihm erwachte. Es drängte sich ihm eben dieselbe Bemerkung auf, die schon beim ersten Pariser Theaterbesuch auch dem oberflächlichsten Beobachter nahe tritt, wenn er das weibliche Zuschauerpublikum mustert. Ich meine die Abwesenheit junger Mädchen aus anständiger Familie. Denn einem Pariser Familienvater gilt das Theater keineswegs wie dem von seiner Mission erfüllten Schiller für eine moralische Anstalt, und er hütet sich wohl, seine Tochter den fragwürdigen Einflüssen heimischer Bühnendichtungen auszusetzen. Daß der „weibliche Blumenflor" (um eine stehende Floskel anzubringen) durch seine Abwesenheit glänzt und die schöne Welt in den Logen und Baignoires nur aus alten und jungen Frauen der Gesellschaft und aus Damen der Halbwelt besteht, dies fällt namentlich dem Deutschen auf, dessen junge Landsmänninnen, Dank ihrer über allem Zweifel erhabenen streng-moralischen Erziehung, ungefährdet die „Cameliendame", wie „Tricoche und Cacolet" kennen lernen. Während nun über diesen Fehler ein „Stürmer und Dränger", welcher von jeher Shakespeare beneidet, der gar kein weibliches Publikum hatte, also auch keine Rücksichten zu nehmen brauchte, glücklich sein würde, so fühlt Paul Féval ein menschliches Rühren über die armen Mädchen, die sehnsüchtige Blicke nach den verschlossenen Pforten des Theaterparadieses werfen, und er sagt als edler Ritter zu ihnen: Ich will euch helfen, ihr armen Dinger, denn es ist ungerecht, mehr noch, es ist abscheulich, daß ihr schon so früh zu Bett gehen müßt, während Papa, Mama, die Cousine (eine alte Jungfer) und eure verheirathete Schwester sich im Theater unterhalten und euch zu Hause vor Langerweile sterben lassen. Ihr sollt euer eigenes Theater haben, ein moralisches Theater ... Nein, zieht keinen schiefen Mund deshalb! ich meine ja ein Theater für Alle! —

Hätte Paul Féval offen und ehrlich eingestanden, daß es ihm um eine Bühne für junge Mädchen zu thun ist, so brauchte sich die Kritik nicht so zu ereifern. Sie könnte einfach alle ihre Bedenken gegen die Lebensfähigkeit eines derartigen Unternehmens äußern und schließlich dem Reformator Glück wünschen, wenn er die Sache wirklich zu realisiren sich anschickte. Es wäre ein Experiment wie manches andere auch. Aber eins gegen zehn wär zu wetten, daß diese Gründung Fiasko machen würde; die jungen Pariserinnen von heutzutage würden es vorziehen, um sieben schlafen zu gehen, als den Vorstellungen seines tugendhaften Theaters beizuwohnen, — und Herr Féval müßte vor Ablauf eines Vierteljahres seine Bude schließen. Habeat sibi!

Bleibt am Ende — und dieses ist wohl auch zunächst Féval's Absicht — die

Reform, beziehungsweise Reinigung des gegenwärtigen Bühnenrepertoires von allen Zuthaten, die auf junge Gemüther schädlich wirken könnten. Man braucht kein Moralwüthrich zu sein, um die neufranzösische Dramen- und Operettenproduktion mit ihren ewigen Femmes incomprises, die „Oh ma mère!“ auf den Lippen und den Ehebruch im Kopfe haben, und mit ihrem gesungenen und getanzten Cancan gründlich abgeschmackt zu finden. Mag Victor Hugo, der in Marion de Lorme und Thisbe das Courtisanenthum zuerst theatralisch interessant zu machen suchte und mögen seine Nachfolger Dumas fils und Barrière, welche dem Laster das historische Costüm nahmen und es modernisirten, — mögen sie Alle noch so pathetisch erklären, daß sie nur vor der Sünde warnen wollen: ausgemacht bleibt, daß der große Erfolg des Genres weniger der Moral des Lasters, als der Porträtirung desselben zuzuschreiben ist. Wenn nun Paul Féval gegen diesen Theil der Pariser Repertoires Einsprache erhebt, so wiederholt er nur, was vor ihm schon Unzählige zu verstehen gaben und überdies in einem Augenblick, wo das hiesige Theaterpublikum selbst einen unzweideutigen Protest einlegte. Denn was anders ist der überaus glänzende Erfolg der Danicheff, als ein Protest gegen den dramatisirten Ehebruch? Das Publikum ist ihn nachgerade müde geworden, und während Sardou's Ferreol und Barrières Scandales d'hier voraussichtlich keine hundertste Vorstellung erleben, kann nach den unerhörten Einnahmen, die das Odéon durch die bisherige Aufführung des russischen Sittendrama's erzielte, den Danicheff ein doppelt so langes Leben prophezeit werden.

Es braucht nach Allem kein Herr Féval herzukommen, uns zu sagen, daß die Ehebruchstücke scandalös und verwerflich seien. Wir wissen es längst. Origineller ist es freilich, wenn er eine Purification des älteren Repertoires verlangt. Aber in welche Esprit-Unkosten er sich dabei auch stürzen mag, hier ist die schwache Seite seiner These und ein Paradoxon, an das er selbst nicht glaubt. Daß man sich an dem großen Britten versündigt und einen Familien-Shakespeare destillirt, geht vielleicht an: bei Molière wäre dies Experiment verlorne Liebesmühe. Das tugendhafte Repertoire hätte weder Platz für Tartuffe, noch für Don Juan, und Féval müßte als ein zweiter Gottsched den ausgelassenen Hanswurst Spanarelle unwiderruflich verbrennen. Nicht besser würde es den andern Klassikern des Théâtre français ergehen und eines seiner schönsten Repertoirestücke, Racine's Phädra, müßte als eine Verherrlichung des Incests in erster Linie geopfert werden. J'en passe et des meilleurs! Kurz, hier wo die Absurdität von Féval's Reformproject am klarsten in die Augen springt, ist es hohe Zeit, ihm zuzurufen: das Theater kann auf die Keuschheit der jungen Mädchen keine Rücksicht nehmen. Sie sollen schlafen gehn und die Kunst in Ruhe lassen. Es ist Sache der Eltern, die Stücke auszusuchen, wohin sie ihre Töchter führen, wenn es denn doch geschehen soll. Ganz abgesehen davon, daß die Mädchen außer dem Theater meist größere Scandalosa zu sehen und hören bekommen, als im Hause Thalia's. Schließlich gleicht die dramatische Kunst dem Spiegel in der Fabel: Herr Féval und die andern moralischen Fastenprediger mögen dafür sorgen, daß Diejenigen, welche in den Spiegel schauen, sich weniger betroffen fühlen!

Aber Herr Féval hat als kluger Mann eine nicht weniger kluge Ausrede, worauf man kaum gefaßt war. Gut, sagt er, wenn ihr auf eurem jetzigen Repertoire besteht, so hindert uns wenigstens nicht daran, ein moralisches Repertoire mit neuen Stücken in's Leben zu rufen:

Et sans danger la mère y conduira sa fille.

Und siehe da! wenige Wochen nach seinem letzten Vortrag über das sonderbare „Theater für Alle“, verkünden riesenhafte Plakate, daß der Vorkämpfer der theatralischen Mädchenemancipation das erste Stück für seine Zukunftsbühne geschrieben habe. Es heiße „Bellerose“, sei ein Drama in 5 Acten und 8 Tableaux und werde im Théâtre de l'Ambigu comique aufgeführt. Es ist in der That aufgeführt worden und ich habe der ersten Vorstellung beigewohnt.

Das Stück spielt zur Zeit Ludwig XIV. Der Titelheld heißt eigentlich Jacques Grinesal, erhielt aber bei seinem Eintritt in die Armee den poetischen Namen Bellerose, weil er frisch und schön wie eine Rose sein soll. Im ersten Bild wird er in geheimer

Sendung vermummt vor die Herzogin de Châteaufort geführt. Wir erfahren, daß Bellerose aus Schmerz über die Untreue seiner Jugendgeliebten, die einen Herrn vom Hofe geheirathet, Soldat wurde, und errathen halbwegs, daß er der Liebesbote zwischen der Herzogin und dem Baron d'Assonville ist. Wir errathen ferner, daß diese nette Herzogin nicht nur ihren Gemahl betrügt, sondern daß sie sich, trotz ihrer Liebe zu d'Assonville, prima vista in den schönen Bellerose verliebt, welchem sie zugleich verspricht, für sein Avancement zum Sergeant sorgen zu wollen. Sie kann sich das schon erlauben, denn sie hat offenbar Beziehungen zum Hofe. In der That wird schon im zweiten Bild Bellerose vom König Ludwig XIV. in höchst eigener Person zum Unteroffizier ernannt. Aber dieser Adler ist ihm nicht geschenkt; man verlangt seine Dienste. Vorerst dreht es sich, wie wir im vierten Tableaux merken, um einen ganz eigenen Handel. Diese Liebe zwischen der Herzogin und d'Assonville ist nämlich nicht ohne reelles Resultat geblieben. D'Assonville möchte gern das kleine Kind unter die Obhut der Mutter bringen, natürlich darf der Herzog nichts davon wissen. Aber ein Verräther findet sich selbstverständlich, und in jener Nacht, wo Bellerose das Kind aus den Armen des Vaters erhält und ins Haus der Mutter bringt, wird der Vater erstochen. Glücklicherweise hat Bellerose das anvertraute Gut schon besorgt und aufgehoben, als auch ihn das mörderische Instrument durchbohrt. Da wir noch volle vier Tableaux zu genießen haben, so wissen wir zum Voraus, daß Bellerose nicht todt sein kann, sonst wäre das Stück aus. Im Gegentheil finden wir ihn nach dem Zwischenact völlig geheilt in den Gemächern, wo ihr Odem weht. Er sinkt vor der Herzogin aufs Knie und man kann gar nicht voraussehen, was Alles geschehen könnte, wenn nicht Bellerose's Jugendgeliebte jetzt eintreten würde. Bellerose ist zerknirscht, die Herzogin über die Störung ungehalten, und die Gespielin der Kindheit pikirt, denn ihr Mann starb und Bellerose könnte also eventuell jetzt Gegenliebe finden. Kampf zweier Rivalinnen, dem das Dazwischentreten des Herzogs ein Ende macht. Er weiß, daß Bellerose und d'Assonville's Kind in seinem Hause versteckt sind, durchschaut die Wahrheit und brütet Unheil. Schon scheint die schuldige Frau aufs Höchste compromittirt, denn Bellerose und der Säugling werden richtig herbeigeschleppt, da — nimmt die edelmüthige Jugendgeliebte die Schuld auf sich und erklärt Bellerose als ihren Galan und d'Assonville's Kleine als ihr Kind. Der Herzog kann demzufolge seiner Frau nichts mehr anhaben. Da er jedoch geschworen, den verhaßten Zwischenträger zu verderben, so verhaftet er Bellerose im Namen des Königs, denn während sich dieser von schönen Händen heilen ließ, ist der Krieg ausgebrochen und der fehlende Bellerose wurde als Deserteur ausgeschrieben. Die Wuth des Edlen kennt keine Grenze mehr: „Wie, Bellerose fehlte in der Schlacht?!" brüllt er ins Parterre und wird fanatisch dafür beklatscht. „Ich bin ein Franzose und jeden Augenblick bereit für's Vaterland zu sterben!!" Neuer Beifall. „Das Blut aller Franzosen gehört Frankreich!!!" Unerhörter, unendlicher Applaus. Es hilft dem Guten aber nichts. Schon liegt er in Charleroy gefangen und zum Tode verurtheilt. Seine Kameraden, die für ihn schwärmen, wollen ihn befreien, aber er will nichts davon wissen. Wie er zum Tode abgeführt werden soll, erstürmt plötzlich der Feind die Stadt, Bellerose sprengt seine Ketten, ergreift eine Muskete und stürmt an der Spitze seiner Kameraden den Feinden entgegen. Der Herzog ist empört, daß ihm sein Opfer entkommen, aber Bellerose wirft die feindlichen Truppen im Nu zur Stadt hinaus, um sich gleich darauf standrechtlich erschießen zu lassen, wie es das Urtheil will. Aber kein Gewehrlauf richtet sich auf ihn; die wackern Kriegsgenossen bringen es nicht übers Herz, selbst nicht als Bellerose Feuer kommandirt. Zum Schluß kommt der König. Er begnadigt den tapfern Sergeant, der die Stadt gerettet, ernennt ihn zum Offizier und giebt ihm die Jugendgeliebte zur Frau. Der Vorhang fällt zum achten und — Gott sei Dank! — letzten Mal.

Schon aus dieser Inhaltsangabe erhellt, daß wir es hier mit nichts weniger als einer neuen dramatischen Form zu thun haben. „Bellerose" ist einfach eine Nachahmung der melodramatischen Comedia di Capa y espada, wie sie in Frankreich von Victor Hugo und namentlich von Dumas père neu geschaffen wurde. Marion de Lorme und Les trois Mousquetaires sind die unerreichten Muster der Gattung, die eine Fluth von Nach-

ahmungen hervorriefen. Eine der schlechtesten Copien ist jedenfalls „Bellerose", welcher eine wahre Carricatur der lebendigen Jeunesse des trois Mousquetaires von Dumas genannt werden darf. Letztere wird gegenwärtig mit viel Erfolg an der Porte Saint-Martin gegeben, so daß sich die äußere Aehnlichkeit aufdrängt. Die Helden d'Artagnan und Bellerose sind beide die Retter der verfolgten Unschuld, die Entlarver des Verraths mit heroischen Alluren. Sie wären Beide im Stand, eine ganze Compagnie in die Flucht zu schlagen und sich dabei nicht einmal sonderlich zu erhitzen. Kein Wagniß ist zu kühn für sie, kein Feind zu stark. Sieht man etwas näher zu, so findet man zwischen ihnen und — dem Hanswurst eine ganz bedenkliche Aehnlichkeit: auch er ist überall wacker dabei und fürchtet sich nicht einmal vor dem Teufel, so lang er seinen Prügel in der Hand hält. Und wenn Hanswurst alle seine Widersacher durchgebläut hat, dann bricht dasselbe Publikum in namenloses Gelächter aus, welches sich auch über die drei Musketiere und Bellerose so sehr freut. Dasselbe Publikum; dies machte namentlich die Bellerose-Aufführung evident. Rings um mich her im Parquet und oben in den Ranglogen blieben die Zuschauer schon nach den ersten Tableaux kühl und unaufmerksam; man lachte in den tragischen Scenen und zischte wohl auch gelegentlich, wenn die Sache zu toll wurde. Dies war kein blasirtes Uebelwollen. Solche primitiven Stücke werden mit ihrer Naivetät nur ein naives Publikum unterhalten. Dagegen kann man nichts einwenden. Die Abenteuer, die uns hier vorgeführt werden, vertragen keine Kritik; sie basiren auf der Unwahrscheinlichkeit und verlangen eine Zuhörerschaft von kindlicher Gefälligkeit. Die ersten Plätze enthielten kein Dutzend Zuhörer, die sich unterhielten; trotzdem war man dort so geschmackvoll, die sich Amüsirenden nicht zu stören und ihnen zu beweisen, daß sie unrecht haben. Man sah ein, daß es dem „Bellerose" nicht an Leben und Abwechslung fehle, wohl aber an Neuheit der Handlung und vor allem an Geschmack. Aber wie gesagt, man demonstrirte nicht und gönnte den Gallerien die gute Unterhaltung. Ich habe noch nie die Claque mit so viel Ueberzeugung arbeiten sehen und noch selten wurde sie in ihrem Eifer so energisch unterstützt von den unabhängigen Kreisen im dritten und besonders vierten Stock. Dort thronen die naiven Olympier in ihren braunrothen gestrickten Westen — den Rock pflegen sie der Hitze halber auszuziehen — und sie, sind es namentlich, denen „Bellerose" so ungeheuer imponirte, daß sie ihn nicht durchfallen ließen.

Die vierte Gallerie! Aber wollte Féval nicht ein Theater für Alle? Mehr noch; sollte „Bellerose" nicht ein Stück nach dem Herzen anständiger Töchter sein? Und endlich: wollte der Autor nicht ein neues dramatisches Genre schaffen? Trotz des guten äußern Erfolges hat Féval doch kein ideales Resultat erreicht. Sein Stück ist weder gut noch neu; die Form desselben aber entschieden alt. Und wo die Moral in dieser Geschichte, welche von der Frucht eines Ehebruches und diesem selbst handelt, etwa stecken sollte, das — frägt sich sogar der Verfasser vergeblich. Aber da wir gerade im Carneval sind, so fällt mir ein: wollte uns Herr Féval vielleicht nur zum Besten halten? Sollten seine Vorträge über das Moralische Theater blos eine Reclame für „Bellerose" sein, dessen Manuskript er schon damals im Gewande trug? Ist es so, dann sind die Pariser und namentlich die armen Feuilletonisten, welche sich über einen Maskenscherz so sehr ereifern konnten, entschieden die Dupes des Herrn Féval. Wenn es ihm aber mit dem Moralischen Theater ebenso ernst war, wie mit „Bellerose" als einem Musterstück, dann erinnern wir zum Schluß den Autor auch an eine „Moral" und zwar an eine des alten Lafontaine. Sie lautet:

> Ne forcez pas votre talent,
> Vouz ne feriez rien avec grace! . . . .

V.

Madame Caverlet von Emile Augier.

Mag man vom ethischen und rein künstlerischen Standpunkt das immer wiederkehrende Thema der neufranzösischen Dramatik, welches ich als das der Frau mit zwei

Männern bezeichnen möchte, noch so abgeschmackt oder verderblich finden, sicher dürfte sein, daß diese Sitten- oder Unsittenbilder den entschiedenen Vorzug vor den oben bezeichneten „moralischen“ Theaterstücken des Bühnenreformers Paul Féval verdienen. Dies hat umsomehr Geltung, wenn ein Drama, wie die kürzlich mit großem Beifall aufgenommene „Madame Caverlet“ für das bisherige Repertoire und seinen Stoffkreis in die Schranken tritt. Autor dieser neuen Komödie ist Emile Augier, und wenn wir diesem in Frankreich so gefeierten Namen diejenigen von Dumas fils, Sardou und Barrière beifügen, deren Novitäten meine beiden ersten Theaterbriefe kritisch behandelten, so haben wir in der That die vier Hauptvertreter der dramatischen Literatur des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik genannt. Emile Augier ist der Chorführer dieser neufranzösischen Dramatiker. Er zeigte schon in seinen ersten Anfängen eine Abneigung vor dem neutralen Theater, wenn ich es so nennen darf, und legte jeden seiner Stücke eine politische, religiöse oder sociale These zu Grund. Aus dem Theater machte er eine Tribüne und verjagte damit die, nach Epikur, blos im Anschauen und Preisen ihrer Schönheit versenkten Götter der Kunst. Er wurde der geistige Vater der Demimondekomödie und verjüngte das politische Lustspiel von Aristophanes und Beaumarchais. Die Einen nennen dies seine Größe, die Andern seine Marotte.

Auch „Madame Caverlet“, womit Augier ein langes Schweigen bricht, gehört zum streitbaren Drama. Er vertheidigt eine These und plädirt für eine Reform, für die Einführung der Ehescheidung. Bekanntlich ist nach der Lehre der katholischen Kirche die Ehe ein Sakrament und blos zeitweilige, unter Umständen auch lebenslängliche Aufhebung des ehelichen Zusammenlebens, niemals aber das Divortium, zulässig. Der Code Napoléon theilt diese Anschauung und gestattet die bloße Séparation des corps: er glaubt damit das Interesse der Kinder besser zu wahren. Die Gegner dieser Ansicht hinwieder bestreben sich, die Unrichtigkeit jenes Arguments und die Unnatur eines Gesetzes darzuthun, welches Mann und Frau trennt und doch wider ihren Willen aneinander fesselt. Gerade die Unnatur der bloßen Trennung von Tisch und Bett führt in Frankreich fast in den meisten Fällen dazu, daß der eine und oft beide Theile aufs Neue von sich aus einen Heerd gründen, den das Gesetz nicht anerkennen kann und welcher die Betreffenden in eine falsche Stellung bringt. So spitzt sich denn die Frage folgendermaßen zu: Ist es für die Kinder erster Ehe besser, wenn sie einen falschen, statt einen echten Stiefvater haben, wenn sie Glieder einer illegitimen Familie oder im Hause einer rechtlich verheiratheten Mutter sind? Es giebt nur eine Antwort auf eine solche Frage; dies wußte Augier und darum hat er sie auch auf diese Art formulirt. Er läßt sehr schlau sowohl den getrennten Gatten und seinen Nachfolger, als auch die Frau mit zwei Männern gänzlich beiseit: er wählt die Kinder als Objekt und stellt sie und ihr Wohl und Wehe in den Vordergrund seines Schauspiels. Wenn das Stück hierdurch an concentrischer Kraft einbüßt, so gewinnt es wieder in reichlichstem Maaße in den Augen des Zuschauers an Interesse und Sympathie. Denn Augier konnte sich darüber keiner Illusion hingeben, daß weder der rechtliche, noch der illegitime Gemahl, am allerwenigsten aber diese Frau, welche den Gesetzen Hohn spricht und Jahre lang das Entwürdigende einer schiefen socialen Stellung ertragen und den Gedanken an ihre Kinder vergessen kann, unter solchen Umständen besonders sympathisch berühren kann, mag ihr erster Gemahl noch so nichtswürdig und ihr Galan und sie selbst noch so sehr von Edelmuth und Wohlanständigkeit durchdrungen sein. Das Gesetz ist doch immerhin nicht da, um überschritten zu werden, auch wenn es mit unsern individuellen Gefühlen und selbst mit der Natur in Widerspruch steht. Doch sehen wir zu, wie Augier seinen Stoff exponirt hat.

Drei Jahre nach ihrer Verheirathung wurde Madame Merson gerichtlich von ihrem Manne getrennt. Das Gesetz erklärte den Gatten als den schuldigen Theil und sprach der Mutter die beiden Kinder zu. Mit ihnen zog sie sich nach dem schweizerischen Avenches zu einer Tante zurück, in deren Haus sie Caverlet kennen lernte. Seine Liebe erwiderte sie nach einem langen Kampfe erst dann, als die Tante sie wegen ihres vermeintlichen Verhältnisses mit Caverlet verstoßen und enterbt hatte. Die beiden Liebenden reisten mit den Kindern nach England. Von dort aus benachrichtigte Caverlet seine

Bekannten, daß er mit der „geschiedenen“ Madame Merson in den Stand der heiligen Ehe getreten sei. Kurz darauf verfügte sich das Paar wieder in die Schweiz zurück, um dort an den Ufern des unvergleichlichen Genfersee's, unbekannt und alle Verbindung mit der Welt fliehend, ihrem späten Liebesfrühling und der Erziehung von Henri und Fanny zu leben.

Nicht weniger als fünfzehn Jahre sind auf diese idyllisch glückliche Art verflossen. Die Kinder sind groß geworden und ehren Mutter und Stiefvater; von ihrem noch lebenden Vater haben sie nur Gutes gehört, obgleich er ihnen niemals ein Lebenszeichen gegeben. Die Geschwister sind an dem Punkte angekommen, wo das Leben sie zum ersten Mal an ihre Bestimmung mahnt: Henri will in die schweizer Armee eintreten und Fanny liebt den Sohn des Friedensrichters Bargé und wird wieder geliebt. Wir ahnen, daß die Liebe dieser braven jungen Leute das Glück des Hauses Caverlet nicht nur zerstören, sondern auch die unausbleiblichen Gewitter mit einem freundlichen Schimmer verklären wird. Hier beginnt die Handlung.

Zwischen Fanny Merson und Reynold Bargé kommt es in einer reizenden Liebesscene zur Erklärung, welcher eine gründliche Auseinandersetzung zwischen den beiden „Vätern“ der Verlobten auf dem Fuße folgen muß. In feierlichster Stimmung und angemessener Toilette naht der Friedensrichter dem vermeintlichen Stiefvater Fanny's, um für seinen Sohn um die Hand der jungen Dame anzuhalten. Aber Caverlet erklärt, ihm vorerst eine Mittheilung machen zu müssen. Er erzählt, wie er sich in Madame Merson verliebte, wie sie ihn abwies, wie die bigotte Tante eines Tages die arme Frau unter dem Vorwand, sie habe einen Geliebten, aus ihrem Hause verstieß, wie sich erst jetzt die Verlassene unter seinen Schutz begab, wie er ihr sein Leben widmete, seine Zukunft preisgab und sich bemühte, den Makel durch seine unauslöschliche Liebe, seine Fürsorge für die Kinder und alle nur erdenklichen Opfer wieder gutzumachen. Kurz, er entwirrt das ganze Lügengewebe, das den Kindern die Illegalität ihrer Lage verdecken sollte und sagt dem betretenen Friedensrichter die volle, ungeschminkte Wahrheit. Es ist vorauszusehen, daß dieser Ehrenmann den Zweck seines Herkommens vergißt: nach einigen wohlwollenden Gemeinplätzen empfiehlt er sich so schnell wie möglich. Das Gespenst der Wohlanständigkeit hat sich drohend zwischen der Gesellschaft und Familie Caverlet erhoben, und wir wissen, daß jetzt die Tage der Prüfung beginnen. Der Konflikt wird zudem noch dadurch verschärft, daß im zweiten Act Herr Merson, der einzige rechtmäßige Gemahl der Madame Caverlet, eintrifft und Miene macht, seine Frau und Kinder mitzunehmen.

Dies ist die Exposition. Schade, daß Merson erst im zweiten Act unerwartet und plötzlich auftritt und die Prämissen des Konflikts vervollständigt. Seine einfache Anmeldung am Ende des ersten Aufzuges würde ganz ausreichen und müßte das Bewußtsein aller kommenden Kämpfe, die Madame Caverlet und der Zuschauer voraussehen, tiefer, vollständiger und effektvoller motiviren. Mit dieser kleinen Aenderung dürfte die musterhafte Exposition, worin alsdann alle Keime der Handlung niedergelegt wären, nicht unbedeutend gewinnen.

Merson ist ein Typus des Pariser Lebemannes. Man darf ihn nicht nach der Art und Weise beurtheilen, wie er hier gespielt wurde. Er ist keineswegs der verächtliche alte Roué vom Théâtre du Vaudeville, sondern ein lustiger Viveur, der trotz seines cynischen Egoismus ein im Grunde vielleicht ganz gutmüthiges Herz, aber unter allen Umständen liebenswürdige und sofort gewinnende Manieren besitzt. Wie wäre es sonst möglich, daß er Henri's Herz gleich im ersten Zusammentreffen eroberte? Er führt sich sehr charakteristisch ein: er umarmt im Hause seiner Frau gleich den ersten jungen Mann, der ihm in den Weg läuft, als seinen Sohn. Leider ist es Reynold, dem Henri nachfolgt. Wie gewandt weiß er nun das Lächerliche seines Mißgriffs sofort zu seinem Vortheil auszubeuten! Er fällt nicht aus dem leichten Ton, der eine Rührscene schlecht einleiten würde und geht geradenwegs in heiterster Stimmung auf sein Ziel los. Er sagt seinem Sohn, er sei durchaus kein Engländer, sondern ein Franzose; er habe sich folglich von seiner Frau nicht scheiden lassen können und diese sei also nicht die Frau, sondern

die Maitresse von Caverlet. Sein geheimer Plan ist sehr einfach: er will seine Frau blos deshalb an seinen häuslichen Heerd zurückführen, um mit ihr die Erbschaft der Tante von Avenches zu theilen, welche vor acht Tagen gestorben und der Nichte ihr ganzes Vermögen hinterlassen hat. In den Augen seines Sohnes, dem er von dem Geldproject natürlich nichts verräth, gibt er sich zudem das Ansehen des Edelmuthes, indem er, einzig der armen Kinder wegen, sich bereit erklärt, seine Frau wieder in Gnaden anzunehmen. Er täuscht Henri um so leichter, als weder er noch irgend ein Mitglied des Hauses bisher von dieser Erbschaft vernommen, welche — ich will es gleich an dieser Stelle erwähnen — nach der früheren Verstoßung und Enterbung der Nichte doch ein wenig unwahrscheinlich klingt. Man muß nie zu viel motiviren wollen.

Nach dieser effektvollen Scene zwischen Vater und Sohn bleibt Letzterer in Verzweiflung zurück. Was soll er beginnen? Er zweifelt nicht an der Liebe seines Vaters; wie könnte er aber wagen, seine verehrte Mutter anzuklagen? Seine Wuth wendet sich gegen den Mann, der durch Jahre seine Achtung und Liebe mißbrauchte: gegen Caverlet. Folgt eine heftige Scene zwischen Beiden, die nach dem einstimmigen Urtheil hiesiger Zeitungen zu den schönsten Produkten neufranzösischer Dramatik gehört. Der Leser möge selbst urtheilen.

Situation: Der auftretende Caverlet nähert sich der abgehenden Fanny und umarmt sie.

Henri (es bemerkend). Ich verbiete Ihnen, mit Ihren Lippen die Stirn dieses Kindes zu berühren!

Caverlet (gibt Fanny ein Zeichen zum Gehen und kommt nach vorn). Du verbietest mir? Was soll das heißen?

Henri. Das heißt, daß ich seit fünfzehn Jahren glaube, in Ehren zu leben und daß ich in der Schande lebe. Ich weiß Alles und hasse Sie jetzt ebenso heftig, als ich Sie bisher geliebt habe. Ich habe meinen Vater gesehen!

Caverlet. Und hat er Dir Alles gesagt? Wohlan, so rede auch ich, denn er hat es so gewollt. Ach, Du glaubst also, er habe Dir Alles gesagt? Hat er Dir gesagt, daß er diese bewunderungswürdige Frau einzig und allein wegen ihres Vermögens heirathete? Hat er Dir gesagt, daß er vor der Verheirathung eine Maitresse hielt, die er auch nachher nicht aufgegeben? Hat er Dir gesagt, daß er seine Frau verließ?

Henri. Ach, lassen Sie mir wenigstens die Achtung vor meinem Vater!

Caverlet. Da Du Deine Mutter doch nicht mehr achten kannst, willst Du sagen? Du siehst wol ein, daß ich sie vertheidigen muß und daß Du mich anhören sollst! Hat er Dir gesagt, daß er sich mit seiner Buhlerin überall sehen ließ? Daß diese Elende ihm verbot sich öffentlich mit seiner rechtmäßigen Gattin zu zeigen? Dies Alles hat Deine brave Mutter geduldet. Sie ertrug seine Untreue, seine Beleidigungen vor aller Welt und tröstete sich ganz mit Dir und Deiner Schwester. Aber als eines Tages ihre unwürdige Rivalin in einer seltsamen Laune noch, noch mehr forderte und Dein Vater sie in ihre Nähe führte ...

Henri. Das ist nicht wahr!

Caverlet. Du zweifelst an meinen Worten? Das steht Dir frei. Aber Du wirst dem richterlichen Erkenntniß glauben.

Henri. Was kümmert mich dies Alles? Mein Vater ist schuldig, es sei! Er klagt sich selber an, sieht seinen Fehler ein und ist gekommen, ihn wieder gut zu machen.

Caverlet. Und er beginnt damit, die Mutter in den Augen ihrer Kinder zu entehren? Wenn dies seine Verzeihung ist, wie wird erst seine Rache sein?! — Im Namen welches barbarischen Gesetzes kommt er nach fünfzehn Jahren her, um zum zweitenmal unsern Frieden und unser Glück zu stören?

Henri. Es ist das Bedürfniß, seine Kinder zu sehen.

Caverlet. Wohlan denn, so nenne mir eine einzige Vaterpflicht, die er erfüllt hat? — Sage mir eine einzige, die ich seit fünfzehn Jahren nicht erfüllt habe! — Und dieses verzehrende Ehrgefühl, das Du nicht missen möchtest, so sehr Du auch darunter leidest: wer hat es Dir ins Herz gelegt: er oder ich?!*)

Wir haben es in diesem Auftritt mit einer Scène à faire zu thun, wie der französische terminus technicus lautet und den wir im Deutschen vielleicht am Besten mit der Bezeichnung Handlungsscene, zum Unterschied von Spielscene, wiedergeben. Die Scène à faire zu finden, ist Sache des dramatischen Instincts; um sie zu machen, bedarf es des dramatischen Talents. Man muß sie kommen sehen, und ist sie da, so muß sie unsere

*) Diese und die folgenden Probescenen sind Mittheilungen aus dem ungedruckten Original.

Erwartung befriedigen. Ist sie richtig vorbereitet, so wird ihr Eintritt vom Zuschauer mit einer eigenthümlichen sympathischen Unruhe begrüßt. Jedermann regt sich, räuspert sich, kurz, ergreift alle Vorsichtsmaaßregeln, um kein Wort zu verlieren und von Anfang bis zu Ende aufmerksam zu sein. Dies ist immer das beste Zeichen, daß die Scène à faire geschickt angefaßt wurde, so wie es hier geschah. Die Ausführung ist durch und durch realistisch und die Diction beredt aber nicht rhetorisch. Der Lakonismus im Ausdruck wirkt hier nicht erkältend und nüchtern, denn er ist voll Leben, Feuer und Fluß und bleibt deshalb wahr und wirksam.

Die andere Seite der Frage, die sociale, ist mit großer Munterkeit behandelt und zwar in einer Scene zwischen Reynold und seinem Vater. Dieser benachrichtigt seinen Sohn, daß dessen Heirath mit Fräulein Merson, als der Tochter einer in illegitimem Verhältniß lebenden Frau, ganz unmöglich sei. Der junge Mann sieht nicht ein, warum das arme Mädchen für den Fehler der Mutter büßen sollte, und ist bereit, sich für seinen Theil über das Vorurtheil der Welt hinwegzusetzen. Er bringt so drollige Argumente auf und sein Vater beweist so viel väterliche Gutmüthigkeit, daß wir, trotzdem ihre Situation durchaus nicht erbaulich, in ihre Heiterkeit mit einstimmen. Und hier wie im ganzen Stück haben beide Parteien auf ihre Weise Recht, und man kann sich in dieser Debatte weder auf die Seite des Vaters, noch auf diejenige des Sohnes stellen. Da kommt Merson dazu, erfährt warum es sich handelt und macht den folgenden liebenswürdigen Vorschlag: „Ich will Alles gutmachen. Ich gebe meiner Frau den ehelichen Platz, ihre Würde und ihren Rang in der bürgerlichen Gesellschaft wieder und ermögliche auf diese Weise die Heirath von Fanny und Henri." Er sagt dies mit so viel Cordialität und väterlicher Weihe, daß der Friedensrichter und sein Sohn bezaubert sind und dem edelmüthigen Manne, der seiner ehrvergessenen Frau verzeihen will, die Hände reichen; sie zweifeln nicht im Geringsten, daß Madame Caverlet ein so vortheilhaftes Anerbieten mit Freuden annehmen wird. Das ist ein wunder Punkt des Stücks, denn diese Voraussetzung ist unbegreiflich; dies braucht die folgende grausame Scene zwischen Merson und seiner Frau nicht erst darzulegen.

Der Mann beruft sich auf das Gesetzbuch, seine Frau auf die Rechte des Herzens. Sie weigert sich, ihm zu folgen, sie vertheidigt sich, nicht nur sich selbst, sondern den geliebten Mann will sie retten. Aber Merson ist Franzose und hat den Code für sich und — die Mehrzahl des Publikums. „Gut", sagt er, „so thue ich, was mir das Gesetz erlaubt; ich nehme die Kinder mit mir!" Fanny kommt dazu und ihre Mutter frägt sie, ob sie mit dem Vater gehen wolle. „Niemals!" ist die Antwort. „Weil sie noch nicht Alles weiß", meint Merson.

In der folgenden peinlichen Scene unterwirft sich die Mutter dem richtenden Spruch ihrer Tochter, indem sie ihr die Geschichte einer angeblichen Freundin erzählt.

Madame Caverlet. Zu spät hat die unglückselige Frau Denjenigen gefunden, welchen sie liebt; sie durfte ihn nicht heirathen. Sie hatte aber auch nicht den Muth, ihn von sich zu weisen ... sie lebt mit ihm, wie ... ich mit Caverlet lebe.

Fanny. Aber ... ohne verheirathet zu sein?

Madame Caverlet (beiseite). Sie versteht mich nicht.

Fanny. Und Du verlangst meine Nachsicht für sie? Verzeihst Du ihr denn?

Madame Caverlet. Ich beklage sie; sie war jung!

Fanny. Hatte sie denn keine Kinder?

Madame Caverlet. Sie hatte welche.

Fanny. Also liebte sie sie nicht?

Madame Caverlet. Du hast Recht. Kein Mitleid für sie! Die mütterliche Liebe hätte genügen sollen, sie zu bewahren. Da sie ihre Kinder nicht zu schätzen wußte, so erdulde sie ihre Verachtung, ohne sich zu beklagen, — wenn ihr nicht so viel Herz bleibt, um zu sterben.

Henri tritt auf. Die unglückliche Frau weiß nicht, ob er schon das fatale Geheimniß kennt und frägt ihn: „Hast Du Deinen Vater gesehen?" Henri fällt ihr zu Füßen und sie verbirgt ihr Gesicht weinend in beiden Händen. Das Gesetz, die öffentliche Meinung zwingt diesen Sohn, seine Mutter zu verdammen, trotzdem sein Herz ihr Recht geben muß. Denn ein soeben eingetroffener Brief aus Avenches, der den Tod der eine Million Francs hinterlassenden Tante meldet, hat ihm den heimlichen Zweck seines

Vaters verrathen. Was soll diese unglückselige Frau beginnen? Den hochherzigen Caverlet, dessen Alles sie noch immer ist, verlassen? Dem unwürdigen Gemahl folgen? Wenn sie dies nicht thut, so ist sie der Fluch ihrer Kinder und für alle Zeiten entehrt. Wo ist das Recht? wo ist die Pflicht? Henri glaubt für seinen Theil die letztere gefunden zu haben und ist entschlossen, jetzt wo er weiß, daß er ein Franzose, in die Armee einzutreten. Er will also unbegreiflicherweise Mutter und Schwester in den Händen Caverlet's oder Merson's zurücklassen. Dieser hat nach der Weigerung seiner Frau, ihm zu folgen, einen weitern Schritt gethan. Er beauftragte den Friedensrichter, die ehebrecherischen Beziehungen zwischen seiner Frau und Caverlet gerichtlich zu konstatiren. Bargé beeilt sich, dem illegitimen Paar verständlich zu machen, daß es gegen die öffentliche Meinung, gegen die Sitte und gegen das Gesetz kämpfe, daß es immer unglücklich und die Verzweiflung der Kinder sein werde, daß es sich trennen müsse. Er läßt Caverlet und seine Geliebte allein zurück; sie sehen, daß jetzt Alles zusammengebrochen ist und nehmen Abschied von einander.

Madame Caverlet. O mein armer Freund! Was soll aus Dir werden ohne mich? Ich habe Dir Dein ganzes Leben genommen und kann Dir nicht einmal das meinige dafür geben!

Caverlet. Ich denke nicht an mich. In dieser unglückseligen Stunde und im Angesicht der finstern Einsamkeit, in die ich mich versenken werde, würde ich doch mein Geschick nicht mit dem des Glücklichsten vertauschen. Ich habe fünfzehn Jahre lang die größte Seligkeit genossen, und welcher Mensch kann dasselbe sagen? Das Geschick, das mir Alles raubt, kann mir nicht auch die Erinnerung nehmen. Dies Haus, daß Du verlassen willst, bleibt von Dir erfüllt; mein Leben wird vergehen in der Bewunderung jener herrlichen Jahre, die vorüber sind. Beklagen wir uns nicht. Wir haben mit dem Geschick einen Vertrag geschlossen; der Verfalltag ist da, — wir müssen unsere Schuld bezahlen! . . .

Madame Caverlet. Der Tod wäre mir so süß gewesen an Deiner Seite!

Caverlet (wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt). Willst Du?

Madame Caverlet (wirft sich in seine Arme). O ja! Zusammen!

Caverlet (nach einer Pause). Nein, ich bin ein Ungeheuer von Egoismus! Du gehörst nicht mir, sondern Deinen Kindern! Verzeihe mir diesen Schrei der Verzweiflung: er ist unser unwürdig. Das Glück ist vorbei, meine Theure; die Pflicht erhebt sich jetzt und muß uns bereit finden. Wir müssen uns trennen! . . .

Der Pistolenschuß oder etwas Aehnliches, was hier die Lösung vollbringen könnte, wird also verschmäht. Wie kann aber Augier zu allgemeiner Zufriedenheit den Knoten entwirren?

Die Pariser Journale theilten nach der Aufführung der „Madame Caverlet“ mit, dieses Stück habe nicht weniger als zwei volle Jahre fix und fertig in Augier's Pult gelegen. Ich weiß nicht, ob dieser Bericht korrekt ist, bezweifle es aber. Augier's Muse haftet trotz alledem ein stark mercantiler Zug an, der die theilweise Befolgung des bekannten Horazischen Rezepts nicht sehr wahrscheinlich macht. Ich bin überzeugt, daß Augier ein fertiges Erzeugniß nicht so lange zurückzulegen pflegt und daß ein wichtiger Umstand das Erscheinen der „Madame Caverlet“ verzögerte. Gewiß war das Stück nicht weiter, als bis zur eben mitgetheilten Scene gediehen, als der Verfasser es bei Seite legte: nun sollte die Lösung kommen und Augier wußte keine. Aber der Zufall ist der Freund des Poetenvölkleins. Vor wenig Monaten erregte eine Cause célèbre die Sensation der ganzen europäischen Presse: der Proceß Bauffremont, welcher in Paris soeben in zweiter Instanz verhandelt und demnächst auch vor die sächsischen Gerichte kommen wird. Eine Französin, die von ihrem Gemahl gerichtlich getrennte Oberstin de Bauffremont, ließ sich in Dresden als deutsche Reichsangehörige naturalisiren, um die Ehescheidung und ihre Vermählung mit dem Fürsten Georges Bibesco zu ermöglichen. Diesem Präcedenzfall verdankt Augier entschieden die Lösung in seiner „Madame Caverlet“.

Die Erbschaft der Tante von Avenches beträgt eine Million Francs. Hiervon erhält Merson die Hälfte unter der Bedingung, sich das Schweizerbürgerrecht zu erkaufen und scheiden zu lassen. Ist diese legale Formalität erfüllt, so kann sich seine Frau mit Caverlet verheirathen. Auf diese Weise ist Alles zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst und das Stück, welches bisher durchweg im Ton der haute comédie geblieben, wird nicht zum unvermeidlichen Pariser Melodrama. Eine tragische Lösung würde sogar das grausame Gesetz, das hier einzig und allein auf der Anklagebank sitzt, viel weniger ver-

dammen, als dieser lustspielartige Schluß mit dem für einen Franzosen so bittern Ceterum censeo: Um ein so unwürdiges Band lösen zu können, mußt Du Engländer oder Deutscher oder Schweizer sein, — Alles, nur kein Franzose!

Dies ist das interessante Stück von Emile Augier. Ich habe hier die Hauptzüge der Handlung wiedergegeben; es erübrigt noch ein kurzes Wort über die episodischen Scenen, deren Aufgabe darin besteht, die verdüsterte Atmosphäre der Komödie auf Augenblicke zu erheitern. Ich kann nur einer einzigen dieser Lustspielscenen Geschmack abgewinnen, nämlich der Liebeserklärung von Reynold und Fanny im ersten Act, die einen frischen und graziösen Geist athmet. In den andern Auftritten erinnert mich Augier zu sehr daran, daß er der Enkel von Pigault-Lebrun ist; namentlich bei den ausgelassenen Auseinandersetzungen zwischen Bargé Vater und Sohn, wo der Letztere droht, er werde sich Maitressen anschaffen, wenn er Fanny nicht heirathen dürfe, oder endlich in der Scene zwischen Henri und Reynold, welcher — die allzu reichlichen Beinkleider seines Vaters anhat. Wie unvergleichlich geschmackvoller ist dagegen z. B. G. von Moser's Liebhaber, den der Schuh drückt!

„Madame Caverlet" ist nicht ein Drama der That, sondern der Schuld. Wenn das vollkommenste Stück dasjenige ist, wo alle Verschlingungen der Fäden, alle Schuld aller Personen innerhalb des Stückes geschlungen werden, dann dürfte Augier's Komödie als abschreckendes Beispiel gelten. Denn die außerhalb der Pièce liegende tragische Schuld der Titelheldin ist die Basis, und um nichts weiter handelt es sich in diesen vier Acten, als um die Sühne oder Rectificirung der vor fünfzehn Jahren begangenen That. Kennen wir diese, so wissen wir schon im Voraus alle zu erwartenden Situationen. Und doch ist „Madame Caverlet" so reich an spannenden und dramatischen Momenten! Darin besteht just die Kunst Augier's, und man verzeiht ihm auch, daß er uns statt Charakteren — Puppen der Situation vorführt, die kein Wachsen und kein Werden zeigen. Man verzeiht ihm auch, daß seine Komödie ein Tendenzstück ist und zwar — um der Tendenz willen, und weil Augier seine gute Sache so wacker und ehrlich vertheidigt. Er packt den Stier bei den Hörnern. Er vertuscht nicht, er macht keine Redensarten: er legt den Finger in die Wunde und klagt laut und kühn gegen das droit sauvage, welches zum Ehebruch verdammt. Fast wider Willen folgt das Pariser Theaterpublikum dem gewandten Fürsprecher für die Ehescheidung, der nicht an seine Thränen, sondern an sein Herz appellirt und fühlt sich von ihm hingerissen. Darf man sagen, Augier habe seine Sache gewonnen? Das wäre zu viel; die Ehescheidung ist noch immer vom Code Napoléon verboten. Aber der Verfasser der „Madame Caverlet" kann, wie jener Angeklagte zum Richter, mit Fug und Recht zu seinem Publikum sagen:

Sie weinen! Sie sind entwaffnet!

Zur Scheffel-Feier.

Von Alfred Klar.

Es ging ein jugendfrischer Zug durch das Dichterjubiläum, das dieser Tage im sangesfreudigen Deutschland begangen wurde. Das ist nicht das feierliche Festgeläute der Pietät, das ist der helle Jubelklang einer ganz unmittelbaren freudigen Empfindung. Der Gefeierte, der fünfzigjährige Dichter Joseph Victor Scheffel, ist ein Mann in der Vollkraft seines Schaffens und Wirkens, einer jener wenigen Jubilare, die von sich sagen können: Ich habe genug für meinen Ruhm gethan, aber noch lange nicht genug für meine Kraft. Den vielen Tausenden, die das Fest mit Sang und Klang begehn, geht die deutsche Jugend, geht die begeisterte Studentenschaft im Sturmesschritte voran. Und die Dichtungen, deren die Zeitgenossen in Dankbarkeit und Stolz gedenken? Sie erglänzen im Thau einer kindlich reinen Stimmung und in der Morgenfrische der Naivetät: sie gehören der Lyrik der Jugend und der Epik der Verjüngung an.

Scheffel ist durch Abstammung und Heimat, nicht minder durch die Neigung, die er oft genug poetisch und humoristisch verkündet hat, ein Schwabe. Sohn eines Majors, ist er am 16. Februar des Jahres 1826 zu Karlsruhe geboren. In früher Jugend fühlte er sich, wie er selbst erzählt, zum Maler berufen; aber äußere Verhältnisse drängten ihn in die juristische Laufbahn und die Reaction gegen diese Verhältnisse drängte ihn innerlich zur Poesie. Er studirte an verschiedenen deutschen Universitäten, zuletzt in Heidelberg, wo er zum Doktor der Rechte promovirt wurde. Kurze Zeit wirkte er in staatlicher Anstellung, zuerst als Rechtspraktikant in Säkkingen, in der lieblichen Stadt am Rhein, die er später durch seinen Gesang verherrlicht hat, dann als Sekretär des Badischen Hofgerichtes in Bruchsal. 1852 zog er in das Land der poetischen Sehnsucht, um nach einjährigem italienischen Aufenthalte nach Deutschland zurückzukehren und durch mehr als zwei Decennien ausschließlich der Poesie, der Wissenschaft und dem Wandertriebe, der Dichtung und Forschung begünstigt, sich hinzugeben.

Schon in der Studentenzeit war der Poet, bewußt und eigenartig, herangereift. Schon in Heidelberg entstanden die frischen, in Gedanken und Klangfarbe durchaus eigenthümlichen Gaudeamus-Lieder, die, noch ehe sie sich zum Buche gestaltet hatten, auf den Wegen des alten Volksliedes in die Herzen der Jugend eingezogen waren. Das war keine in der Studirstube entstandene und für das Lesekabinet berechnete Augenpoesie, sondern ein kräftiger Quell von sanglichen Liedern, die aus dem Leben entsprungen waren und ins Leben hineinfluthen wollten. Ein kecker burschikoser Humor, dem übermüthige Weltfreude und zugleich eine stolze geistige Ueberlegenheit aus den Augen sprühte, der mit den Felsblöcken der Gelehrsamkeit ein lustiges Fangballspiel trieb, der Wissen und Weisheit in den Falten des parodirenden Scherzes barg, — das war der launige Grundton dieses jugendlichen Meistersanges, der bereits einen ganzen Mann, einen Poeten von kühner und sicherer Selbständigkeit verkündete. Eine innere Verwandtschaft mit Heine ist nicht zu verkennen; aber es ist beileibe nicht das Verhältniß der Descendenz, das zwischen dem jüngeren und dem älteren der beiden Neuromantiker vorwaltet. Der Uebermuth des Humors, das künstlerisch leichte Spiel mit

dem anscheinend Schwerfälligen, die treffsichere Ironie ist Beiden gemein; aber Scheffel ist frei von beiden gefährlichen Extremen, in die Heine's greller Humor und ausschweifender Witz nicht selten verfällt, frei von krankhafter Weltschmerzelei und zersetzender Frivolität, er ist vielmehr voll üppiger Gesundheit und von einer ganz eigenthümlichen Fähigkeit, sich zu verkörpern und lebensvolle Figuren aus sich heraus zu gestalten. Die Lyrik verzichtet hier auf das Vorrecht einseitiger Subjectivität. Das Licht der Empfindung bricht sich in bestimmte Farben der Charakteristik, zu jedem Liede gehört eine Gestalt, aus jedem Gesange blickt eine kräftige Physiognomie hervor. In dieser Freude am Plastischen, wie in dem Charakter der historisch gefärbten Personen, die hinter den Liedern des Gaudeamus stehen, sind die bezeichnenden Züge der Scheffel'schen Originalität bereits ausgeprägt oder doch vorgezeichnet. Schon bewährt sich die Freude am Sinnlichen, Vielfarbigen und Lebenskräftigen, schon offenbart sich der geniale, durch die Forschung geübte, aber über die Forschung hinausdringende Blick, der das Leben und Weben der deutschen Vergangenheit nicht in nebelhaftem Traume, sondern in realem farbensattem Bilde erschaut, schon ist das Verhältniß Scheffel's zur Romantik bestimmt, in deren Richtung der Dichter wohl wandelte, aber auf eigenen Wegen und zu einem von ihm selbst erst entdeckten Ziele. Schon deutet sich endlich in der Lyrik des „Gaudeamus" der Epiker an, dessen glückliche, zartkräftige Hand verborgene Kulturperioden entschleiern, dessen scharfes und zugleich liebevolles Auge der Geschichte und der Sage in das Herz hineinsehen sollte.

Naturgemäß war die Wendung einer derartigen Kraft vom Lyrischen zum Epischen, und, noch ehe Scheffel sein dreißigstes Lebensjahr erreicht hatte, waren in rascher Aufeinanderfolge zwei Werke erschienen, die ihn zum epischen Klassiker der Gegenwart erhoben. „Der Trompeter von Säckingen" (1853), eine Geschichte von der Abenteuerlust, der Liebe und der Entsagung eines naiv und stark empfindenden Künstlergemüthes und der Roman „Ekkehard", das berühmte Kulturbild aus dem zehnten Jahrhundert, das wir nicht ohne Absicht gleich von vornherein als ein episches Gedicht bezeichneten. Die Geschichte des Trompeters ist von einer Innigkeit des Gefühles durchströmt, in der der Dichter von keinem seiner poetischen Zeitgenossen übertroffen wird und sie ist zugleich von einer kräftigen objectiven Färbung, in der Scheffel ganz einzig dasteht und den poetischen Ton angibt. Ein gesundes frisches Blut fließt durch die Adern dieser Poesie, die das Gepräge von Ort und Zeit an der Stirne trägt. Die deutschen Zustände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges treten uns im lebendigsten Colorit entgegen, Adel, Bürger- und Bauernstand in ihrem körnigen, scharfkantigen, historisch herausgebildeten Charakter. Wenn Jung Werner und die schöne Margaretha das ewige Lied der Liebe in den zartesten Tönen erklingen lassen so bilden die übrigen Gestalten einen Chorus der Geschichte, ein gestaltenreiches Kulturbild, in dem kein einziger Zug die historische Individualität verleugnet. Der Humor aber, der uns aus den Augen des philosophischen Katers „Hiddigeigei" anblinzelt, zerreißt nicht nach romantischer Art das Bild, um uns in die Untiefen eines kranken Dichtergemüthes hineinschauen zu lassen, sondern er fügt sich in den Rahmen der realen Gestalten hinein, er verwandelt sich selbst in Fleisch und Blut und versöhnt uns, von einer sanftlächelnden beschaulichen Grundstimmung durchhaucht, mit den harten Konflikten des Lebens, mit den bitteren Schmerzen der Entsagung, mit der unbefriedigten Sehnsucht des Herzens.

Noch freier, bewußter und weiter ausgreifend entfaltet sich die Kraft des Epikers im „Ekkehard." Er ist das Hauptwerk Scheffel's und das Lieblingsbuch der deutschen Nation. Er ist der Roman, wie er sein soll, — der aller Theorien spottende praktisch kräftige Beweis für die Kunstform der Erzählung in ungebundener Rede. Er ist aber zugleich die hellste Offenbarung auf dem Gebiete der Romantik, auf dem fast sämmtliche Vorgänger Scheffels in Finsterniß und Nebel tappten. Ein gesundes Gefühl hatte in das deutsche Mittelalter zurückgewiesen, als der Hellenismus der Klassiker unser Fühlen und Denken der nationalen Weise zu entfremden drohte; aber nicht ein inhaltloses Sehnen, Wähnen und Träumen, nur ein gesundes, dem Realen zugewendetes Können vermochte diesem Gefühle genug zu thun. Scheffel ist es, der in diesem Sinne die

Romantik in die Sphäre der Klassicität emporhob. In seinem „Ekkehard“ ist das Mittelalter weder Nebel noch schablonenhafte Vorstellung, sind die altdeutschen Gestalten weder Puppen noch Schatten. Mit genialer künstlerischer Kraft läßt er die dunkle, verworrene Kulturperiode des zehnten Jahrhunderts im Sonnenlichte der Gegenwart und in realer Lebenfülle erscheinen. Die Forschung, die er, ein selbständiger Gelehrter, verknüpft und weiter spinnt, ist der Ariadnefaden, der ihn vor Verwirrung und Irrthümern bewahrt, aber sein poetisches Auge ist die Leuchte, durch welche die Erscheinungen auf dem Boden der betretenen Zeit Farbe und Gestalt gewinnen und ohne die der historische Weg auch im historischen Dunkel verbliebe. Der „Ekkehard“ ist Geschichte und Dichtwerk zugleich. Er ist voll innerer, historischer und poetischer Wahrheit und er weist, dem Inhalte nach das Nebeneinander einer volksthümlichen Kultur in allen ihren Verzweigungen entfaltend, der Form nach bei aller scheinbaren Ungebundenheit durch das innere Gesetz des sprachlich Schönen und Charakteristischen beherrscht, dem in seiner poetischen Existenzberechtigung viel angezweifelten Roman den hohen Beruf an, das epische Gesetz der Gegenwart zu erfüllen, den Reichthum der historischen Detailforschung realistisch-poetisch zu beleben und als abgerundetes Bild in eine künstlerische Form zu fassen.

Wer einen Ton hat der hat auch Einen Ton. Die deutsche Vergangenheit forschend, dichtend und gestaltend zu beleben, dazu fühlte sich Scheffel berufen, dazu zog er immer auf's Neue aus als Wanderer, Forscher und Poet. Frau „Aventiure“ vertraut ihm die Weise der Minnesänger an, die deutschen Klassiker des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, Wolfram und Bitterolf, Reinmar und Heinrich von Ofterdingen, sie erstehen dem Volke auf's Neue — in den Liedern die Scheffel in ihrem Geiste gedichtet; — und gewohnt eine Kulturperiode ganz und rund zu sehen, übersieht er beim Studium des Minnegesanges nicht die Härten, die rauhen Auswüchse, die scharfen Kanten einer fehdelustigen, fanatischen, der raschen That und dem raschen Glauben ergebenen Zeit. Auch diese verlangen ihre künstlerische Ausprägung und sie wird ihnen in der lebensvollen Gestalt des Kreuzfahrers „Juniperus“ zu Theil, der in der wechselnden Entwicklung seines Lebens als frommer Klosterschüler, als schmucker abenteuerlustiger Knappe, als wilder, mit Blutschuld belasteter Rittersmann, als büßender schweigsam nach dem Oriente wallender Pilger die rauhe Seite des Mittelalters verkörpert. —

Wir würden den Rahmen dieser Skizze überschreiten, wollten wir auch die „Bergpsalmen“ die herrlichen Hymnen eines einsamen, mit der Natur verkehrenden Gemüthes, wollten wir die tiefsinnige Novelle „Hugideo“ und manche andere treffliche Dichtung Scheffel's zu würdigen versuchen. Mag es genug sein, um kund zu thun, daß wir den ganzen Werth des Dichters erkennen, der ein Kassiker unter den Romantikern, ein Dichter unter den Forschern sich neben die Besten seiner Zeit gestellt hat. Es ist eine Freude in einer Zeit, der der Pessimismus im Blute liegt und der dieser Pessimismus auch mannigfach durch schwächliche und haltlose Productionen aufgezwungen wird, den tausendstimmigen Festgruß an einen Dichter vernehmen und in diesen Gruß aus ganzem Herzen einstimmen zu können.

Kritische Rundblicke.

A. Fr. von Schack's „Pisaner."

Schack, der vielgenannte Literarhistoriker und Uebersetzer, der meisterhafte Epiker und gedankenreiche Lyriker tritt zum Erstenmale vor die Lampen mit seinem Trauerspiele „Die Pisaner." Nach so glänzend erprobtem anderweitigen Schaffen, in weit gereiften Lebensjahren ist dieser Schritt doppelt versprechend, doppelt verhängnißvoll.

Graf Ugolino Geraldeschi ist Vorsitzender des hohen Rathes von Pisa und de facto Beherrscher der Stadt, die mit Genua, in dessen Kerkern fünftausend Pisaner schmachten, in grimmigem Hader liegt.

Ugolino's Pläne sind gewaltige, hochfliegende. Er will die Parteien, welche die Kraft des kleinen Freistaates zersplittern, unter seine Faust beugen. Dazu will er den Herzogshut erringen. Ist dies erreicht, wird er Pisa besiegen, die kleinen Nachbarstaaten von sich abhängig machen und in glänzender Ferne schimmert dem Ehrgeiz-erfüllten Krone und Purpur. Eben kehrt sein ältester Sohn Guelfo als Sieger heim. Dies fördert seine Pläne. Aber die Zahl seiner Gegner ist groß. Ruppini, der Erzbischof, ist sein Hauptfeind. Mit Alter und Gebrechlichkeit ein täuschendes Spiel treibend, lebt in ihm eine wilde, ungestüme Kraft, die Kraft des Hasses und des Racheburstes. Eine düstere Geschichte der Vergangenheit hat dieses brennende Gift der Sehnsucht nach Ugolino's Untergang in des Kirchenfürsten Brust gesetzt. Die schöne Blanca war mit Ugolino verlobt, als Ruppini sie kennen und lieben lernte. So heiß war die Liebe der Beiden, daß Blanca den Bräutigam verließ, sich ganz Ruppini anheimgebend. Ugolino errang um diese Zeit seine Machtstellung in Pisa. Seine Gegner verfolgte er mit Feuer und Schwert und trieb sie in die Verbannung. Auch Ruppini gehörte zu ihnen. Das Landhaus, in dem er mit der Geliebten weilte, ging in Flammen auf. Sie, die ihrer Niederkunft entgegensah, mußte in des Geliebten Armen hinaus in die kalte Winternacht fliehen. Auf Schnee gebettet genas sie eines Knäblein's und starb. Die Schuld an ihrem Tode schiebt Ruppini auf Ugolino. Der Sohn lebt als Neffe an der Seite des Erzbischofes und ist das einzige Wesen, dem der von Haß und Rache durchnagte Mann die Gefühle innigster, hingebendster Liebe entgegenbringt. Atto, so heißt er, ist aber Guelfo's, des siegreichen Sohnes Ugolino's, bester Freund und hat an seiner Seite gekämpft.

Ugolino veranstaltet ein großes Bankett zu Ehren seines heimgekehrten Sohnes. Der Erzbischof erscheint mit Atto und beglückwünscht Ugolino, der an der Seite seiner hohen, heißgeliebten Gattin, umgeben von vier blühenden Söhnen, den Glückwunsch entgegennimmt. Auf Ugolino's Geheiß krönt seine Gattin den siegreichen Sohn mit einem Lorbeerkranz. Dieser reicht den Kranz seinem Freunde Atto. Da erscheint ein Greis, Namens Lombardo, der, einer der Gefangenen von Pisa, seinen Kerkern entronnen ist. Eben, da Ugolino den Vertretern der Friedenspartei gegenüber in stolzen, fast übermüthigen Worten seine Ansicht für den Krieg ausspricht, tritt er vor und gibt eine erschütternde Schilderung der Leiden jener Gefangenen. Er bittet und mahnt eindringlich, Frieden mit Genua zu schließen, um den Fünftausend die Freiheit zu geben. Als Ugolino in zornigen Worten ihm entgegnet, schleudert der Greis unter andern wilden Vorwürfen ihm die Beschuldigung ins Angesicht, er habe das Vaterland verrathen, da er bei Melorio, in jener Schlacht, wo die Fünftausend gefangen wurden, auf Seite der Genueser gekämpft habe. Ugolino nennt ihn einen Narren, der in Sicherheit ge-

bracht werden müße. Die Erregung der Gesellschaft steigt noch, da erst ein Bote zu Ugolino kommt, ihm heimlich Briefe zu geben, auf den sofort ein Vertreter der Stadt folgt, durch den der Gesellschaft kund wird, ein Aufstand sei ausgebrochen und die Rebellen hätten sich auf einen Hügel gezogen, auf dem die Getreidespeicher und Vorrathshäuser der Stadt stehen. Der Abgesandte bittet um Schonung, da diese Stellung der Rebellen die ganze Stadt gefährde. Zum Entsetzen der Anwesenden aber will Ugolino nichts von Schonung wissen und für alles Unheil macht er die Rebellen verantwortlich. In Bestürzung entfernt sich Alles. Ugolino zieht mit seinen Leuten den Rebellen entgegen. Der Erzbischof allein bleibt auf der Scene und begrüßt triumphirend den Moment, aus dem er seines Todfeindes Verderben sicher hervorgehen sieht.

Der Aufstand ist siegreich abgewiesen. Doch eine Hungersnoth greift entsetzlich in Pisa um sich, da Ugolino durch Pechkränze die Magazine in Flammen untergehen ließ. Jetzt zweifelt selbst seine treue Gattin, welche die hohen Pläne mit ihm getheilt und wie auf ein höheres Wesen auf ihn gesehen hatte, an ihm und verlangt von ihm den Eid, daß er bei Melorio nicht mit den Feinden gekämpft. Er leistet ihn. Dann bittet sie ihn, den jungen Atto mit einem Anliegen vorzulassen, was er erst gewährt, als sie von der Erfüllung ihrer Bitte eine Sendung an ihren Bruder, den Herrschenden in Florenz, um Hilfstruppen abhängig macht. Atto tritt an der Seite Guelfo's vor ihn. Statt sein Anliegen vorzubringen klagt er über die Leiden der von der Hungersnoth gepeinigten Pisaner und wird darin schließlich von Guelfo unterstützt, der den Vater soweit reizt, daß er das Schwert gegen seinen Sohn zückt. Atto wirft sich dazwischen und rettet dadurch den Freund. Allein jetzt ist er es, der durch wilde Vorwürfe den Grafen endlich dahin bringt, daß dieser in nicht mehr beherrschter Leidenschaft ihn erdolcht. Guelfo sagt sich los von dem Vater, der ihm den heißgeliebten Freund getödtet und flieht von ihm unter furchtbaren Verwünschungen.

Der Erzbischof wird auf einem Stuhle vor die Todenbahre Atto's getragen. Gebrochen, mit der Miene eines Sterbenden spricht er Denen zu, die Ugolino um seiner Mordthat verwünschen und entschuldigt ihn mit seiner Leidenschaft, die Atto widerrechtlich gereizt habe. Auf sein Geheiß treten die Umstehenden ab. Jetzt, da er allein vor der Leiche seines Sohnes ist, bricht er zunächst in laute Schmerzensklagen aus, dann aber tönt von seinen Lippen ein furchtbarer Racheschwur. Schnell kömmt die Gelegenheit diesen zu erfüllen. Unter dem Vorsitze Ugolino's empfängt der Rath von Pisa einen Gesandten von Genua, der die Bedingungen eines Friedens vorlegt. Ugolino spricht in eindringlicher Rede dafür, den Gesandten mit seinen demüthigenden Vorschlägen abzuweisen und den Krieg fortzuführen. Der Rath stimmt dieser Meinung bei, aber nur, weil in den Kassen die von Genua verlangte Geldsumme fehlt. Da erscheint unerwartet der Erzbischof und bietet als dem Tode nicht mehr ferne stehend nicht nur die verlangte Geldsumme, sondern alle seine Güter in einer Urkunde der Stadt zum Geschenke. Jetzt ändert sich sofort die Stimmung und Alles will mit Genua Frieden schließen. Ugolino allein erklärt jedenfalls, und wenn er all' sein Hab' und Gut verpfänden müßte, den Krieg gegen Genua fortzuführen. Er schmäht und wüthet gegen die Versammlung in leidenschaftlicher Rede und endlich erklärt ihn der Rath als Empörer und Landesverräther und schaart sich um den Erzbischof, der seinen Talar öffnet, die gepanzerte Brust zeigend, das Schwert zieht und Ugolino aufruft, in offener Feldschlacht sich mit ihm zu messen.

Der Aufstand ist vom Rathe unter des Erzbischofes Führung gedämpft und die Fünftausend sind befreit. Ugolino liegt mit seinen drei jüngeren Söhnen im Kerker. Der Erzbischof fordert auf offenem Markte das Volk auf, über Ugolino zu urtheilen und ihm allein dann die Vollstreckung zu überlassen. Den Verrath bei Melorio vor Allem, dann den Mord Atto's und die Hungersnoth hebt er als Hauptschuld des Gestürzten hervor. Da tritt Lombardo auf, mahnt zur Milde gegen Ugolino, da er jetzt unschädlich gemacht sei und widerruft seine Aussage über den Verrath Ugolino's als in der Leidenschaft ohne Beweis behauptet. Das Volk verurtheilt Ugolino als Hochverräther und überläßt die Vollstreckung dem Erzbischofe.

Ugolino's Gattin fleht bei ihm um Gnade. Er verspricht ihr den Gatten und die Söhne freizulassen, wenn sie diesen bewege sich selbst des Verrathes in der Schlacht bei Melorio zu zeihen. Sie weigert sich dessen als einer Unwürdigkeit, die sie von ihrem Gemahle niemals verlangen könne. Vor ihren Augen wirft der Erzbischof die Schlüssel des Kerkers in den Fluß. Der Thurm, in welchem Ugolino mit den Söhnen gefangen sitzt, wird zugemauert. Sie sollen verhungern.

Ugolino's ältester Sohn und Schwager rücken zur Befreiung heran. Ihre Trompeten tönen unter den Mauern von Pisa in dem Augenblicke, da der Erzbischof von Gewissensbissen gemartert und durch eine Traumerscheinung seines verstorbenen Atto gemahnt vor den Thurm kommt, dort entsetzt die Gattin Ugolino's trifft und ihr gestattet den Kerker öffnen zu lassen. Bereits sind die Söhne verhungert. Ugolino wird noch lebend ans Tageslicht gebracht. Er bereut, was er gefehlt, mahnt seinen Sohn nicht vom Ehrgeize sich zu weit führen zu lassen und stirbt ohne dem Erzbischof verziehen zu haben, dem er nur entdeckt, daß er am Tode Blanca's schuldlos sei. Dem ohnehin schon durch die Seelenfoltern dem Tode nahe gebrachten Manne bricht diese Nachricht, die seine Schuld entsetzlich vergrößert, vollends das Lebenslicht.

Gehen wir nun zur Kritik über, so fällt uns vor Allem die Thatsache auf, daß der Autor einen wesentlichen Faktor der Bühnendichtung, die Geschlechtsliebe, in eigenthümlicher Art gebraucht, welche dem Stücke ein ganz besonderes, ich möchte sagen besonders männliches Gepräge gibt. Die einzige weibliche Person, welche die Scene betritt, Ugolino's Gattin, ist, so bedeutend diese Figur als Rolle für die Darstellerin sein mag, doch nicht in die Handlung selbstthätig eingreifend, sondern nur Mittel zum Zwecke, den beiden Hauptfiguren Ugolino und Ruppini zur vollen Entwickelung ihres Charakters Gelegenheit zu geben. Die Idee der Geschlechtsliebe aber ist vom Autor in tiefgreifender Bedeutung hereingezogen, da die ganze Erscheinung Ruppini's in ihren hellen und düsteren Seiten davon getragen wird. Nur gewaltiger Schmerz, verzehrende Leidenschaft, ein erbitterter Kampf zweier großer Menschen, die als Feinde nicht nebeneinander auf Erden bestehen können, zeigt sich uns und da hat süßes Liebesgirren, holdes Seufzen keinen Raum.

Auf den Schultern Ugolino's und Ruppini's ruht voll und ganz die Last der Handlung; alle Andern sind, so bedeutend auch an sich, für das Gefüge des Ganzen nur unwillkürliche Werkzeuge zur Vollendung der gewaltigen Schicksale jener Beiden.

Der mit lebendigem Patriotismus, staatsmännischem Fernblick ausgestattete Ugolino, dessen Hauptfehler der nimmerruhende Ehrgeiz ist, dessen innige Gatten- und Vaterliebe uns für ihn ebenso gewinnt wie sein feuriger Muth, ist in seinem unfehlbaren, trotzigen Siegesgefühle, seiner übermüthigen Verachtung der ihn umgebenden kleinen Geister eine Heldengestalt voll Glanz und Würde, welche an der Stelle des bei derartigen Bühnenfiguren beliebten deklamatorischen Pathos uns das fesselnde Bild einer groß denkenden, groß fehlenden Manneseele bietet.

Der Erzbischof Ruppini, in welchem der Dämon des Haßes bis zur satanischen Grausamkeit sich steigert, ist doch keineswegs eine den Theaterbösewicht repräsentirende Figur. Er ist ein Held, so gut wie Ugolino. Die treue Wärme der Liebe, die er seiner Geliebten durch das ganze Leben weiht, die innige Leidenschaft, mit der er an seinem Sohne hängt, sie sind es, die für ihn eine mitfühlende Stimme wecken, da wir sehen, daß es Liebe, unbegrenzte Liebe allein ist, was die düsteren Geister in dieser gewaltigen Natur zu so wilder Furchtbarkeit gedeihen ließ. In ihm ruht derselbe eiserne, heißblütige Sinn wie in Ugolino, den nur andere Geschicke statt zu stolzem, glänzenden Selbsterkennen, zu Hinterlist und Grausamkeit drängten.

Was den Aufbau des Stückes anlangt, so ist derselbe tadellos korrekt gedacht und reich an wirkungsvollen Scenen, von denen namentlich die Ermordung Atto's, die Scene Ruppini's an dessen Sarkophag, dann die Scene im hohen Rathe und die Scene zwischen Ruppini und der um Gnade flehenden Gattin Ugolino's von zündender Wirkung vor jedem Publikum sein werden.

Allein so manches richtig Gedachte, so manches im Buche Vortreffliches, gestaltet sich in der lebensvollen Bewegung der Bühne ganz anders.

Zunächst begegnet dem Autor ein Verstoß gegen die praktisch enorm wichtige Bühnenregel, einen Effekt nicht zu wiederholen. Der zum Erstenmale höchst wirkungsvolle Moment, in welchem Ruppini aus scheinbarer Hinfälligkeit sich plötzlich zu voller, glühender Kraft erhebt, wiederholt sich nach dem ersten Acte noch zweimal, so daß der Zuschauer beim dritten Male, an dieses Manöver des Erzbischofes gewöhnt, nicht mehr erstaunt, obwohl hier die gedachte Wirkung eine doppelt große sein sollte, wo er den Talar öffnend sich in voller Kriegsrüstung zeigt.

Bedenken psychologischer Natur erregte mir das Verhalten Lombardo's, der, sonst als ehrfurchtgebietender Greis gezeichnet, eine Lüge spricht, die er später widerruft. So handelt ein edler Charakter, wie Lombardo nach den Intentionen des Autor's doch sein soll, selbst in der größten Leidenschaft nicht. Die betreffende

Anschuldigung ist allerdings für die spätere Handlung wichtig, allein dieselbe hätte sich auf anderem Wege als durch Lombardo's Mund erreichen lassen.

Der Hauptfehler jedoch liegt, wie bei so vielen Dramen, auch hier im letzten Act. Nicht als ob der Schluß unrichtig motivirt, zu abrupt herbeigeführt oder, was man sonst bei derartigen Werken zu tadeln hat, wäre, Alles geht mit tadelloser Logik vor sich und im Buche liest es sich vortrefflich. Auf der Bühne aber stellt sich der schlimme Uebelstand heraus, daß statt des tragisch Großen, Erschütternden das Crasse, Prickelnde, bei welchem der Galerie die Gänsehaut überläuft, erscheint. Eine energische Kürzung wäre hier so angezeigt, daß vielleicht sogar nur dem vierten Acte eine Scene angehängt würde. Jedenfalls ist die Scene im Hungerthurme, wo den verzweiflungsvoll klagenden Ugolino die todesmatten Söhne wie Würmer umkriechen, von einer um so peinlicheren Wirkung, als sie ohne Störung des dramatischen Gusses wegbleiben und dem Zuschauer dadurch ein nur sehr starknervigen Gemüthern nicht Widerwillen weckendes Bild erspart werden könnte. Auch die Schlußscene leidet an zu starken Effekten, die selbst der maaßvollste Darsteller nicht ohne Momente, welche zerrbildartig werden, wiedergeben kann.

Die Sprache ist von hochpoetischem, markig kraftvollem Schwunge, ohne schaales Pathos, reich an Farbenpracht und kunstvollen Wendungen ohne künstliche Geschraubtheiten, in einzelnen Theilen von wahrhaft genialer Gewalt, der wild bewegten Handlung entsprechend.

Ihrer Art nach werden die Pisaner nie Das werden, was man Repertoirstück nennt, aber als bedeutender Beitrag zum Genre des ernsten Dramas immer auf der Bühne einen Erfolg behaupten.

Die steten Beklager eines mangelnden Interesses für historische Dramen können dabei die Nutzanwendung gewinnen, daß historische Dramen, welche tief menschliche Seelenvorgänge in historischem Gewande darstellen, stets ihr Publikum finden werden, freilich nicht Darstellungen historischer Raufereien, bei denen die Garderobeschwerter und Trompeten nebst dem „Volke" die Hauptacteur's sind.

Theod. v. d. Ammer.

Kleine Bücherschau.

Ich habe mich oft in lustigen, noch öfter in ernsten Stunden gefragt, warum es eigentlich noch eine deutsche Literatur gibt, da doch keine deutschen Leser mehr vorhanden sind? Endlich ist mir des Räthsels Auflösung klar geworden. Es muß noch eine Literatur geben, damit bisweilen eine Literatur*geschichte* geschrieben werden kann: für eine solche aber sind auch Leser da. In Folge dieses Umstandes ist die Literatur der Literaturgeschichte bereits bis zu einer unübersehbaren Massenhaftigkeit angewachsen, während sich die Kunde der Quellen in gleichem Verhältniß vermindert und geschmälert hat. Wie es Leute giebt, die „zu Buch" reisen, d. h. in ihrem Schlafrock den Berlepsch lesen und sich dann einreden, daß sie in der Schweiz gewesen sind, so wandern auch Viele nur per Literaturgeschichte durch das weite Gebiet unsrer künstlerischen Nationalarbeit. Ein literarisches Geschichtswerk ist nicht mehr was es sein sollte: der wohlgeordnete Katalog einer bänderreichen Bibliothek, die theils im Besitz, theils im Kopfe, theils im Herzen des Lesers als vorhanden vorauszusetzen wäre — der Katalog ist leider zum Ersatz der Bibliothek selbst geworden, und dadurch wird auch den redlichsten literarhistorischen Bestrebungen die Möglichkeit einer fruchtbaren Wirkung entzogen. *Edmund Höfer* hat neuerdings eine „*deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen*" geschrieben (Verlag von C. Künn in Stuttgart), die zu den besten und gründlichsten gehört, die überhaupt je erschienen sind, denn das Urtheil des Verfassers ist reif und unbefangen, die Form, in der er es ausspricht, bei aller Knappheit bezeichnend, bei aller Abgemessenheit beredt und warm. „Die Leser und Leserinnen" — so heißt es in der Vorrede — „sollten durch das Buch in den Stand gesetzt werden ihre Neigung und Theilnahme mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit dem Einen noch herzlicher, dem Anderen von Neuem zuzuwenden oder dem Dritten zu entziehen." Wird aber dieser so vernünftige und beifallswerthe Zweck erreicht werden? Schwerlich, obwohl der Verfasser seinerseits Alles dazu gethan hat.

*

„*Das grüne Thor*", Ernst Wichert's neuer Roman (Verlag von Costenoble) wirkt mehr durch keke, romantisch angehauchte Erfindung und lebhafte Führung der nicht immer wahrscheinlichen Conversation, als durch psychologische Vertiefung und herzlichen für die Personen erweckten Antheil. Man behält stets die Empfindung, mit einer fingirten Gesellschaft zu verkehren, aber man verkehrt mit ihr gern, und

gilt auch die ehrerbietige Verneigung des Dichters dem hohen Adel und üppigen Luxus, so bekommt doch der Mittelstand und das frugale Leben einen recht freundlichen Seitenblick und warmen Händedruck. Der Autor erzählt flott weg, motivirt, wo ihm das Motiviren Spaß macht, benutzt den Zufall, wo es ihm bequem ist, und stattet Camilla und den Professor mit Geld, Lena mit Gewandtheit und Bildung aus, daß die Wirklichkeit sich ein Muster an ihm nehmen sollte. Die Menschen und die Ereignisse sind wunderbar gefügig, alles geht glatt und manierlich, selbst die unentbehrlichen Widerwärtigkeiten und Hindernisse zeigen sich sorgfältig geölt. Ein braver und gescheidter Mann hat hier zum eigenen Vergnügen und zur gefälligen Unterhaltung der Leser eine Arbeit gefertigt, die vortrefflich geeignet ist für den Optimismus Propaganda zu machen.

O. S. Seemann.

Miscellen.

Die politische Korrespondenz des Januarheftes der **preußischen Jahrbücher** enthält folgenden Satz: „Auch die schärfste Kritik der Lessing und Kant ließ eine Vereinbarung zwischen den wissenschaftlichen und religiösen Ideen übrig; die logisch-formalistischen oder die materialistischen Ausläufer der Hegel'schen Schule, die Schopenhauer, Hartmann oder wie die Modephilosophen modernster Zeit weiter heißen, ließen keine mehr übrig."

Es ist kaum möglich, größeren Unsinn niederzuschreiben. Was zwar die Vereinbarung von Lessing und Kant mit der Theologie betrifft, so läßt sich hiergegen nichts einwenden: für gewisse protestantenvereinliche Gemüther existiren keine Widersprüche mehr. Dankbar aber ist die Offenbarung aufzunehmen, daß Schopenhauer, den der Autor vermuthlich für einen Altersgenossen Hartmanns hält, ein Ausläufer der Hegel'schen Schule ist. Leider hat er ihn nicht gelesen, sonst hätte er uns vielleicht entschiedener gesagt, ob er nun „logisch-formalistisch" oder „materialistisch" sei. Auch ist sehr zu bedauern, daß uns nicht ein paar andere „Modephilosophen modernster Zeit" genannt worden. Der politische Korrespondent hätte uns sein Wissen nicht vorenthalten und nicht Alle nach sich beurtheilen sollen: es gibt auch heute noch Leute, die dergleichen Bücher lesen. Während wir uns noch den Kopf zerbrachen, woher der Korrespondent eigentlich seine stupende philosophische Bildung genommen, kam uns das siebenunddreißigste Heft der neuen Ausgabe des **Brockhaus'schen Conversationslexikons** zu Gesicht. Der in diesem enthaltene Artikel über den Buddhismus führt u. A. auf, daß diese Religion ein höchstes allgütiges und allweises Wesen, das die Welt regiere, anerkenne, welchem man durch Tugend und GerechtigkeitEhrerbietung bezeigen müsse; Nirvana sei die Vereinigung mit diesem höchsten Wesen. Eine solche Schilderung der Religion des Atheismus und Pessimismus kann nur aus der Feder eines Leipziger Quintaners stammen, der sich der Verlagsbuchhandlung durch sehr geringe Honoraransprüche empfahl. Da nun, wie anzunehmen, die vorletzte Ausgabe des Conversationslexikons sicherlich in demselben Geiste abgefaßt ist, so ward es uns auf einmal klar, aus welcher Quelle der Korrespondent seine religionswissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen bezieht. Schließlich möchten wir denselben nur noch bitten, doch seiner nationalen Gesinnung auch seinen Stil etwas mehr anzupassen. Deutsch heißt es „**ein Lessing und Kant**", nicht „**die Lessing und Kant**", welcher Gallicismus zuerst in widerlicher Weise von Gervinus gepflegt ist. Oder sollte vielleicht absichtlich an dessen Stil erinnert werden, der sich allerdings vortrefflich eignet, über Dinge dazusprechen, von denen man nichts versteht?

*

Als kürzlich der Lithograph Blume in Berlin aus einer unverstandenen Lektüre der „Philosophie des Unbewußten" die Folgerung zog, daß man ein Hartmanngefälliges Werk verrichte, wenn man seine Mitmenschen durch Steinwürfe aus der Welt befördere, that ein Berliner Börsenreporter seinen Lesern den Unsinn an, in der That Herrn Dr. von Hartmann als den „intellektuellen Urheber" des Blume'schen Verbrechens zu bezeichnen und dem Philosophen außerdem noch eine Reihe von „verübten Selbstmorden" — „zernagten Gemüthern" — „zerstörten Existenzen" — und ähnlichen Calamitäten auf die Seele zu wälzen. Wir wunderten uns damals, daß man nicht auch den Thomas'schen Massenmord auf die „Philosophie des Unbewußten" zurückführte. Und siehe da! Was jener Lokalreporter versäumte, Herr **Nicolaus von Gerbel** in **Dresden** hat es nachgeholt. Er hat ein Gedicht entsendet, das den Titel führt: „Die Bremerhavener Katastrophe." — „An

die Anhänger der Philosophie des Unbewußten." — Hoffentlich wird nach diesen Vorgängen die Staatsregierung nicht länger säumen und für alle des Pessimismus verdächtige Denker das Inquisitionsgericht wieder einführen.

*

Zu den folgenden Blüthen des Unsinns sind uns unfreiwillige Beiträge von namhaften Schriftstellern gewährt worden:

1. Levin Schücking sagt in seiner Novelle: „Der Doppelgänger" (s. „Gartenlaube" S. 74) wörtlich: „Fast erbleichend antwortete sie mit hochgeröthetem Gesicht." Wir empfehlen einer Malerakademie, für Illustration dieses Satzes einen Preis auszusetzen.

2. Paul Lindau äußert in seinen „dramaturgischen Blättern" (Bd. II, S. 238): „Mit dem Unschönen und Widernatürlichen erreicht man aber nie die Höhen der schönen Natur." — Fünfhundert Thaler Demjenigen, der das bestreitet!

3. A. Mels sagt in den „Typen und Sylhouetten Wiener Schriftsteller und Journalisten (S. 4) über F. J. Kraßnigg: „Man verfährt ungerecht gegen ihn, indem man ihn so mißachtet. denn sein Cynismus hat fast einen Anstrich von Epik". — Dieser Satz scheint uns einen Anstrich von Blödsinn zu haben. Denn selbst, wenn wir uns etwa erkühnen, „Ethik" statt „Epik" zu lesen, wird der Ausspruch nicht verständlicher.

4. Die Kreuzzeitung leistet in ihrer Nummer vom 31. Januar d. J. folgenden Bericht: „Als der Eintritt (des Kaisers) in den Saal erfolgte, erhoben die Anwesenden sich ehrfurchtsvoll von den Sesseln und die Hintersten reckten sich, so weit es gehen wollte."

5. Im „Westphälischen Volksblatt" vom 5. Februar d. J. finden wir folgendes Inserat: „Drei Schachteln Göring'scher Familiensalbe haben meinen Arm geheilt, indem mich ein Esel gebissen hatte und der sehr schlimm war!"

6. Aus einem Roman: „Eros", den das „Wiener Fremdenblatt" veröffentlicht, muß folgender Satz unverloren bleiben: „Ihr Stiefelchen schien ihr ungeduldig an den Füßchen zu brennen und hatte mit seinem hohen, elegant gekrümmten Absatz ein so liebenswürdig anmaßendes Aussehen, als ob es fühlte, daß es den Rasen glücklich mache, auf den es trat."

(Fortsetzung folgt.)

*

Karl Emil Franzos hat eine Reihe seiner Skizzen und Novellen aus dem podolischen Ghetto, welche er im Laufe der beiden letzten Jahre in „Westermann's Monatsheften", „Ueber Land und Meer", dem Jahrbuch „Dioskuren", dem Feuilleton der „Neuen freien Presse" u. s. w. veröffentlicht, in einer Sammlung vereinigt, welche zu Ostern unter dem Titel: „Die Juden von Barnow" bei Eduard Hallberger in Stuttgart erscheinen wird.

*

Alfred Meißner's poetische Erzählung „König Sadal" wurde kurz nach ihrem Erscheinen in dieser Zeitschrift von Herrn Emil Soffé unter großem Beifall im kaufmännischen Verein zu Brünn vorgelesen.

Epigramme.

Von Oscar Blumenthal.

Einem Lyriker.

Dein ganzes Wissen, Dein ganzes Können
Ist die Vollendung im weibischen Flennen.
Schon glaub' ich stets, daß ich träume,
Find' ich — zwei männliche Reime!

Der Weg zum Ruhm.

Zum Ruhm hat's genügt in früheren Zeiten,
Griff kunstgeübt der Dichter in die Saiten.
Doch heute kommt nur der zum Rang der Großen,
Der's nicht verschmäht, auch noch ins Horn zu stoßen!

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr.** Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

B. F. HALLER IN BERN

Dritte Auflage.

So eben erschien und erregt Sensation:

Sacher-Masoch: Die Ideale unserer Zeit.

Roman in 4 Bänden. Preis 12 Mark.

Wird demnächst in Paris unter dem Titel „Le veau d'or" ausgegeben.

Vorräthig in jedem Lesezirkel, jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Ueber den Roman selbst schreibt **Ludwig Storch**, der Nestor der lebenden deutschen Romanschriftsteller, an **O. v. Corvin** folgendermaßen:

Lieber Freund!

Ich bin plötzlich wie vor den Kopf geschlagen. Ich sitze wie an den Stuhl geleimt, brennend auf das Buch Sacher-Masochs. **Nie hat mich ein Roman so angeregt, ergriffen, bezaubert. Das ist die merkwürdigste poetisch-literarische Schöpfung unserer Zeit.** — Plötzlich, 3 Uhr Nachmittags, fehlt der ganze 9. Bogen des 3. Buches von Seite 128—145. Ich suche wie toll im ganzen Buche — vergebens! Der Bogen fehlt. Ich denke, ich werde außer mir vor Aerger!

So bitte ich Sie denn: lassen Sie so schnell als möglich den Bogen vom Verleger (B. F. Haller in Bern) kommen (9. Bogen des 3. Buches von Sacher-Masoch, die Ideale unserer Zeit.) Wenn ich das Ganze gelesen habe, schreibe ich Ihnen mein ausführliches Urtheil. Vorderhand nur: **es ist meiner Ueberzeugung nach ein Meisterwerk, wie seit Goethe's Werther keines erschienen ist.**

Kreuzwertheim a. M., den 28. November 1875.

Ihr **Ludwig Storch.**"

Pränumerations-Einladung

auf das

illustrirte Familienjournal

(19. Jahrgang)

Der Hausfreund.

Auflage 90.000.

General-Debit für Berlin.

Hausfreund-Expedition (Stuhr'sche Buchhandlung, Unter den Linden 67.)

Mitarbeiter des **„Hausfreund"** sind: **C. Arminius, Dr. Avé-Lallemant, Dr. Julius Bahnsen, G. Emil Barthel, Dr. Bernstein, C. Biller, Robert Byr, Wilhelm Cappilleri, August Corrodi, Carl Detlef, Wanda v. Dunajew, Ernst Eckstein, Otto Henne-Am-Rhyn, C. Müller-Fürstenwalde, Carl Neumann-Strela, Alexander Olinda, Ed. Pelz, Gustav Rasch, Ritter v. Sacher-Masoch, Albert Träger, E. Mario Vacano, Herma Cziglér v. Vecse, F. v. Wickede** u. A.

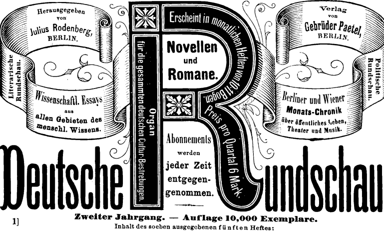
Die ersten Hefte enthalten, ausser zahlreichen Aufsätzen belehrenden Inhaltes, folgende Erzählungen: **Das schwarze Cabinet.** Roman von Sacher-Masoch, (Fortsetzung von: „Das Vermächtniss Cain's.") — **Prinzessin Tarrankanoff.** Novelle von Alexander Olinda. — **Die Kronenbraut.** Dorfgeschichte von Erwin Schlieben. — **Ein frommer Bandit.** Novelle von Wanda von Dunajew. — **Wildfranz.** Erzählung von Rudolf Scipio. — **Nach dem Lorbeer.** Skizze von Max Vogler. — **Der Sohn des Aelteren.** Roman von H. Hirschfeld. — **Im Waldhof.** Eine stille Geschichte von Ed. Aug. Schröder. — **Das Thal der Thränen.** Novelle von E. Mario Vacano. — **Ein glücklicher Pechvogel.** Novellette von F. Schiffkorn. — **Vom Rauchen.** Gymnasialplauderei von Ernst Eckstein etc.

Der **„Hausfreund"** erscheint in 18 dreiwöchentlichen Heften à 50 Pf., oder wöchentlich in Nummern von 2 Bogen zum Preise von 1 Mark 60 Pf. pro Quartal.

Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Joh. Wilh. Krüger.

13]



1]

Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.

Inhalt des soeben ausgegebenen fünften Heftes:

I. **Ernst Wichert,** Nur Wahrheit, Novelle.
II. **Friedrich Kapp,** Die hundertjährige Jubelfeier der amerikan. Unabhängigkeits-Erklärung.
III. **Wilhelm Scherer,** Bemerkungen über Goethe's Stella.
IV. **H. J. A. Raaslöff,** Das constitutionelle Dänemark. II.
V. **W. Preyer,** Ueber die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung.
VI. **Anton Dohrn,** Ueber die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel für die Lösung zoologischer Probleme.
VII. **Friedrich Kreyssig,** Literarische Rundschau.
VIII. **Louis Ehlert,** Pohl's Haydn-Biographie.
IX. **Friedrich v. Hellwald,** Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegung in Deutschland.
X. **Karl Frenzel,** Berliner Chronik.
XI. **Julius Rodenberg,** Berliner Denkmale.
XII. **A. W. Ambros,** Wiener Chronik. Richard Wagner in Wien.
XIII. Politische Rundschau.
XIV. „Der Strousberg'sche Concurs". Berichtigung.
XV. Die Verbreitung der „Deutschen Rundschau" nach Städten beim Beginn ihres zweiten Jahrganges.
XVI. Literarische Neuigkeiten.

= Im Februarheft der „Deutschen Rundschau" wird **Iwan Turgéniew**'s neueste Novelle **„Die Uhr"** erscheinen. =

8]

Illustrirtes

Musik- und Theater-Journal.

Chef-Redacteur: **Otto Reinsdorf.**

Jeden Mittwoch erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen.

Inhalt: Leitartikel. — Abhandlungen über interessante Themata. — Concert- und Theater-Recensionen. — Correspondenzen aus allen bedeutenden Städten der Welt. — Besprechungen der musikalischen und dramaturgischen Novitäten. — Gedichte zum Componiren. — Romane und Novellen aus dem Kunstleben. — Kunstnachrichten.

Illustrationen: Portraits hervorragender Componisten, Dichter, reproducirender Künstler, Pädagogen 2c. — Costümebilder. — Scenen aus Opern und Schauspielen. — Neue Theatergebäude 2c.

Originalbeiträge von den namhaftesten Schriftstellern.

Jede Nummer bringt:

Berliner Briefe von Oscar Blumenthal.

Abonnement vierteljährlich: 3 Mark 50 Pf.
Ganzjährige Abonnenten erhalten 24 Musikhefte als Prämie gratis.
Einzelne Nummern 35 Pf.
Jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie jedes Postamt übernimmt Abonnements.
Probenummern werden auf Verlangen gratis und franco zugeschickt.

Verlag der **K. K. Hof-Musikalienhandlung**
von
Adolf Bösendorfer, Wien, Stadt, Herrengasse, 6.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Blätter im Winde.

Von
Johannes Scherr.

Ein Band. 29 Bogen. Preis broschirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt:

Offenes Sendschreiben an Zachäus Zirbeldrüse. — Aus Elysion (Briefe eines Elysionärs). — Lucrezia Borgia. — Der letzte Sonnensohn. — Monsieur Thiers. — Sealsfield-Postl. — Die deutsche Dichterin.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig:

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von **Johannes Scherr.**

Zweite Auflage.

Preis broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Billigste und reichhaltigste deutsche Zeitung.

Das „Berliner Tageblatt" erscheint täglich des Morgens mit Ausnahme Montags und ist durch die Expedition, **Jerusalemerstraße 48,** sowie durch alle Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.
Auflage 37,000.



Der Abonnements-Preis beträgt incl. Donnerstags-Beilage: Der „Ulk" und „Sonntagsblatt" vierteljährl. 5 Mrk. 25 Pf., monatl. 1 Mrk. 75 Pf.
Inserate, pro Petit-Zeile 40 Pf. werden in allen Annoncen-Bureaux entgegengenommen.
Auflage 37,000.

Das
Berliner Tageblatt

erscheint täglich in mindestens **3 Bogen** großen Formats und enthält:
Populär gehaltene Leitartikel, — Politische Uebersicht, — Kommunale Angelegenheiten, — Lokal-Nachrichten, — Gerichtszeitung, — Kunst, Literatur, — Kritiken und Notizen über **Theater, Konzerte, Allerlei** 2c., — ferner ein **reichhaltiges Feuilleton,** enthaltend **Original-Romane** und **-Novellen, Plaudereien, Biographieen** 2c.
Die **Handelszeitung** enthält den **kompleten Courszettel** der Berliner Börse, sowie **unpartheiische Berichte über Handel und Industrie, Viehhandel, Wolle, Hopfen, Getreide, Tabak, Subhastationen** 2c., die **vollständige Ziehungsliste** der königlich preußischen **Staatslotterie.**
Im besonderen **Sonntagsblatte,** redigirt von **Dr. Oscar Blumenthal**
interessante Artikel aus allen Gebieten: **Novelletten, Reise- und Kulturbilder, Humoresken. Hauswirthschaft** und **Gewerbe. Miszellen.**



für Humor und Satire.

Preis des Blattes.
Euch kostet dieser Ulk — es ist nicht arg —
Quartaliter zwei und 'ne Viertel Mark.

Entre nous.
Abonnent vom „Tageblatt"
Kriegt ihn gratis, als Rabatt.

Einzelverkauf.
Für fünfundzwanzig Pfenn'ge eine Nummer!
Ob's nicht zu billig, das ist unser Kummer!

Der Abonnementspreis beträgt **für alle drei Blätter zusammen**
☞ **Nur 5 Mark 25 Pf. vierteljährlich,** ☜
incl. Post-Provision, zu welchem Preise **alle Postanstalten des deutschen Reiches** Bestellungen entgegennehmen.

27] **Der Verlag des „Berliner Tageblatt".**

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

Gedichte.

Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.